

SOFFI K.

Freiburg

Expertise

Männer
und Familienplanung

im Auftrag der BZgA

Juni 2001

Prof. Dr. Cornelia Helfferich & Dr. Jörg Fichtner

Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut
der Kontaktstelle Forschung der Ev. Fachhochschule Freiburg, SoFFI K.

Wilhelmstr. 15
D-79098 Freiburg

Tel. +49 (0) 761 2766 24

Fax +49 (0) 761 2766 25

E-Mail soffik@t-online.de

Die Expertise „Familienplanung bei Männern“ wurde im Auftrag der BZgA - Projekt Nr. 4.1.6/ SoFFI K 7.1/00 – im Zeitraum von September 2000 bis Mai 2001 erstellt.

Die Expertise trägt der Tatsache Rechnung, dass Männer als eigenständige Personen und als Partner von Frauen eine wichtige Rolle in der Familienplanung spielen. Es wurden Daten und qualitative Ergebnisse aus unterschiedlichen Teilbereichen recherchiert, die zur Familienplanung, in einem weiten Sinn verstanden als Gestaltung des privaten Lebens(laufs), gehören. Ziel war es, ein konsistentes Bild von der Situation und von dem Handeln von Männern im Bereich der Familienplanung zu zeichnen. Die Expertise bietet eine Zusammenschau von vorhandenen Ergebnissen aus den Einzelbereichen

- **Kontrazeption**
- **Kinderwunsch**
- **Partnerschaft und Lebensformen**
- **Übergang in Vaterschaft und Kinderlosigkeit**
- **Fruchtbarkeitsstörungen und Inanspruchnahme pränataler Diagnostik.**

Die Einzelergebnisse werden unter einer Männer-Perspektive in einen Zusammenhang gestellt und aufeinander bezogen. Die Expertise benennt dabei auch Wissensdefizite und offene Fragen.

Die Expertise konzentriert sich auf **empirische Forschungsergebnisse und amtliche Statistiken**

- mit einer **möglichst guten Datenqualität**
- in einem **Zeitfenster 1980 - 2000** (Schwerpunkt 1990 – 2000)
- in **den neuen und den alten Bundesländern** (bzw. DDR und BRD).
- im wesentlichen aus dem **soziologischen, psychologischen, bevölkerungswissenschaftlichen** und am Rande auch aus dem medizinischen und rechtlichen **Bereich**.

Die Ergebnisse aus den einzelnen Themenfeldern werden übergreifend dargestellt unter besonderer Berücksichtigung von

- **Differenzierungen innerhalb der Gruppe der Männer** (Ost-West, Sozialstatus)
- **historischen Veränderungen**
- **der zeitlichen Lagerung von reproduktiven Ereignissen im Lebenslauf von Männern.**

Ausländische Männer wurden aus der Betrachtung ausgeklammert. Die damit zusammenhängenden Fragen werden zwar als außerordentlich wichtig erachtet, eine systematische Einbeziehung der relevanten Aspekte würde aber den Rahmen der Expertise sprengen.

J. Fichtner und C. Helfferich
(Freiburg im Juni 2001)

Inhalt

1. <u>ZUSAMMENFASSUNG UND OFFENE FRAGEN</u>	7
1.1 <u>Die Datenlage</u>	7
1.2 <u>Ergebnisse der einzelnen thematischen Kapitel</u>	8
<u>Kontrazeption</u>	8
<u>Kinderwunsch und gewünschte Lebensformen</u>	9
<u>Partnerschaft und Lebensform</u>	10
<u>Aspekte der Realisierung von Vaterschaft</u>	10
<u>Fruchtbarkeitsstörung/Pränatale Diagnostik</u>	11
1.3 <u>Zusammenführung der Ergebnisse I: Familienplanung im Lebenslauf von Männern</u>	12
1.4 <u>Zusammenführung der Ergebnisse II: Rekonstruktion von Milieus</u>	13
1.5 <u>Zusammenführung der Ergebnisse III: Einbettung in einen Kontext historischer Veränderungen</u>	14
1.6 <u>Offene Fragen</u>	16
2. <u>KONTRAZEPTION</u>	19
2.1 <u>Datenlage</u>	19
2.2 <u>Kontrazeption I: Verhütung beim ersten Geschlechtsverkehr</u>	21
2.3 <u>Kontrazeption II: Erwachsene Männer, Hintergründe männlicher Kontrazeption</u>	24
<u>Determinanten männlicher Kontrazeption</u>	24
<u>Kontrazeptives Verhalten von Männern</u>	25
<u>Schicht- bzw. Milieuspezifik von Kontrazeption</u>	26
2.4 <u>Kondomnutzung und HIV-Prävention</u>	27
2.5 <u>Männliche Sterilisation</u>	28
3. <u>KINDERWUNSCH UND GEWÜNSCHTE KINDERZAHL</u>	31
3.1 <u>Datenlage</u>	31
3.2 <u>Familienorientierung, Kinder- und Heiratswunsch bei männlichen Jugendlichen</u>	31
3.3 <u>Gewünschte Kinderzahl und Kinderwunsch bei Männern</u>	34
4. <u>PARTNERSCHAFT UND LEBENSFORMEN</u>	38
4.1 <u>Datenlage</u>	38
4.2 <u>Partnerschafts- und Lebensformen in Lebensphasen</u>	38
4.3 <u>Heiratsalter, Heirats-, Trennungs- und Scheidungsgründe</u>	40

5.	<u>ASPEKTE DER REALISIERUNG VON VATERSCHAFT</u>	44
5.1	<u>Datenlage</u>	44
5.2	<u>Übergang zur Vaterschaft</u>	45
5.3	<u>Übergang zur Nicht-Vaterschaft - soziale Kinderlosigkeit von Männern</u>	49
5.4	<u>Kinderplanung und Akzeptanz nicht geplanter Kinder bei Männern</u>	50
5.5	<u>Frühe und späte Vaterschaft</u>	52
5.6	<u>Engagement von Männern bei der Kindererziehung</u>	53
5.7	<u>Väter nichtehelicher Kinder, Stiefväter, geschiedene und alleinerziehende Väter</u>	56
6.	<u>FRUCHTBARKEITSSTÖRUNGEN UND INANSPRUCHNAHME PRÄNATALER DIAGNOSTIK</u>	62
6.1	<u>Datenlage</u>	62
6.2	<u>Fruchtbarkeitsstörungen beim Mann und ihre Ursachen</u>	62
6.3	<u>Umgang von Männern mit ungewollter Kinderlosigkeit</u>	63
6.4	<u>Aussagen zu pränataler Diagnostik</u>	64
7.	<u>LITERATUR</u>	68

1. Zusammenfassung und offene Fragen

Mit dieser Zusammenfassung sollen vorab einige aus unserer Sicht zentrale Ergebnisse der Expertise und daraus resultierende Fragen dargestellt werden. Damit soll die Lektüre des gesamten Berichtes bereits etwas strukturiert und das Augenmerk auf uns besonders bedenkenswerte Ergebnisse gelenkt werden.

Nach einer Gesamteinschätzung der Datenlage (1.1) werden die Aussagen zu den einzelnen Themenbereichen kurz vorgestellt (1.2). Es folgen Zusammenführungen der Ergebnisse unter drei zentralen Themenstellungen: unter der Lebenslauf-Perspektive (1.3), aus dem Blickwinkel von Milieu- und Ost-West-Unterschieden (1.4) und vor dem Kontext eines umfassenderen historischen Wandels von Familie und Familienplanung (1.5). Abgeschlossen wird dieser Überblick mit der Formulierung offener Fragen (1.6).

Einige der Ergebnisse gelten für Frauen wie für Männer gleichermaßen, wie z.B. die Bedeutung der Phase nichtehelicher Lebensgemeinschaften im Vorfeld von Familiengründungen oder der Rückgang kinderreicher Familien. Solche Befunde werden aufgenommen, wo sie für das Gesamtverständnis wichtig sind, aber sie werden nicht vertieft. Die Expertise hebt vor allem auf solche Ergebnisse ab, die einen Hinweis auf die eigenständige Bedeutung von männlicher Familienplanung geben.

1.1 Die Datenlage

Die breit angelegte Recherche bezieht sehr unterschiedliche Quellen ein: amtliche Statistiken wie z.B. Registerdaten oder Ergebnisse der Volkszählung oder des Mikrozensus, Surveydaten, empirische Ergebnisse aus standardisierten und qualitativen Studien unterschiedlicher Reichweite. Gesichtet wurden Untersuchungen, in denen Männer befragt wurden, und ebenso solche Studien, die für Männer und Frauen durchgeführt und geschlechterdifferenzierend ausgewertet wurden.

Die Datenlage ist in vielen Bereichen als schlecht zu bezeichnen. Sie ist um so schlechter, je stärker ein Themenbereich als „Aufgabe der Frau“ oder „Frauenthema“ aufgefasst wird. Gravierende Mängel sind:

- In einigen Bereichen liegen Ergebnisse bzw. Untersuchungen nur für Frauen bzw. Aussagen von Frauen über Männer vor (z.B. zu Verhütungsbiografien, Fertilitätsquoten oder zum Umgang mit Pränataldiagnostik). Ergebnisse aus den zahlreicheren Untersuchungen an Frauen lassen sich aber nur bedingt auf Männer übertragen. Geschlechterübergreifende Studien wurden häufig gar nicht oder nicht systematisch auf Familienplanung von Männern hin ausgewertet.
- Fragestellungen antizipieren häufig bereits einen traditionellen „männlichen Blick“ auf ihre Untersuchungsgegenstände oder beschränken sich auf „männlich“ konnotierte Bereiche (z.B. interessieren Kondome vor allem bei der HIV-Prävention oder als Verhütung vor allem die „Pille für den Mann“). Sie wiederholen damit lediglich die alltägliche Geschlechterzuordnung und reproduzieren den Ausschluss von Männern aus Segmenten der Familienplanung.
- Eine eigenständige Perspektive von Männern wird häufig nicht erkannt. So wird in den Arbeiten – mit wenigen Ausnahmen - ein eigenständiger Kinderwunsch von Männern be-

zweifelt, eine eigenständige Formulierung von Vereinbarkeitsproblemen oder Gründen für den Aufschub der Geburt eines ersten Kindes nicht konzipiert.

- Die engere Verbindung von Müttern zu ihren Kindern in der Schwangerschaft führt dazu, dass für die komplexere Beziehung zu und Bedeutung von Kindern im Lebenslauf von Männern kaum Daten vorliegen. Der Ausdifferenzierung von sozialer und biologischer Vaterschaft wird selten in eine Fragestellung einbezogen und insbesondere über Väter nichtehelicher Kinder existieren wenige Erkenntnisse.
- Möglicherweise verlangen manche Fragen einen neuen Zugang, z.B. einen stärkeren Einbezug der rechtlichen Entwicklung bei Fragen der Eheschließung und Vaterschaft, der Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt oder eine Diskussion des Wechsels der Partnerin als Strategie der Familienplanung. Hier wird der defizitäre Stand der Theorieentwicklung zu männlicher Familienplanung deutlich. Insgesamt fehlt eine Geschlechterperspektive in dem Sinn, dass die Familienplanung von Männern im Kontext (sozialgruppenspezifischer) Geschlechterverhältnisse und –beziehungen interpretiert wird.
- Frageformulierungen werden nicht auf ihre Unmissverständlichkeit und Eignung für beide Geschlechter hin überprüft. Berücksichtigt wird auch nicht, dass bei nicht sichtbaren Verhaltensaspekten (z.B. Pilleneinnahme) Frauen und Männer unter Umständen in unterschiedlichem Maß informiert sind. Unsicherheit und Ungewißheit als konstitutive Themen der Familienplanung von Männern werden selten aufgegriffen.
- Geschlechtstypisches Antwortverhalten wird bei der Auswertung nicht mit diskutiert.

Insbesondere bei der Kontrazeption und beim Kinderwunsch kommt hinzu, dass sich die Erhebungen aufgrund stark divergierender Frage- und/oder Antwortformulierungen und wegen unterschiedlicher Stichproben nicht aufeinander beziehen lassen und die Datenaufbereitungen und Auswertungsstrategien eine Vergleichbarkeit verhindern.

Weitere Defizite liegen darin, dass Kontextfaktoren selten einbezogen werden und viele Untersuchungen sich rein quantifizierend auf ein „Wie oft – wie viel – wie alt“ beschränken. Differenzierende Auswertungen nach Schulbildung, sozialem Status oder Milieuzugehörigkeit haben keine große Tradition und eine übergreifende Geschlechterperspektive findet sich selten.

1.2 Ergebnisse der einzelnen thematischen Kapitel

In den folgenden Abschnitten werden die Hauptergebnisse aus den einzelnen thematischen Bereichen zusammen gestellt.

Kontrazeption

Die Daten bescheinigen den jungen Männern eine durchaus gute „Verhütungsmoral“ beim Ersten Mal in einem verglichen mit früher egalitäreren Setting. Beim Ersten Mal ist das Kondom das wichtigste Verhütungsmittel. Dennoch gibt es eine Reihe von Indikatoren dafür, dass die sexuelle Initiation der jungen Männer häufiger als die der jungen Frauen gerade unter solchen Bedingungen erfolgt, die einer geteilten oder vom Mann übernommenen Verantwortung für Verhütung nicht zuträglich sind: in ungeplanten Situationen, mit Kommunikationsdefiziten und Unsicherheiten behaftet und in einem jüngeren Alter.

Während beim ersten Geschlechtsverkehr das Kondom – eventuell zusammen mit der Pille – das wichtigste Verhütungsmittel ist, wird bei dem zweiten Geschlechtsverkehr und den folgenden dann häufiger mit der Pille verhütet, wird also zu einer „weiblichen Verhütung“ übergegangen. Das Kondom bleibt vor allem ein Verhütungsmittel bei nicht gut bekannten Partnerinnen.

Verhütung wird heute entweder als gemeinsame Aufgabe oder als Aufgabe der Frau angesehen. Diese Ansichten und die Verhütungspraxis hängen dabei im Einzelnen ab von den Geschlechtsrollen- bzw. Männlichkeitsvorstellungen, von der Verbindlichkeit der Beziehung und der Beziehungsform sowie von der partnerschaftlichen Machtverteilung, Kommunikations- und Aushandlungskultur innerhalb der Partnerschaft. Kondome werden nicht nur als Verhütungsmittel, sondern vor allem auch als Schutz gegen eine HIV-Infektion eingesetzt. Männliche Sterilisationen haben einen relativ unbedeutenden Anteil an der Verhütungspraxis in Deutschland und kommen in den einzelnen sozialen Gruppen unterschiedlich häufig und z.T. mit zunehmender Tendenz vor.

Kinderwunsch und gewünschte Lebensformen

Für den größten Teil der jungen, aber auch der erwachsenen Männer ist die Zwei-Kind-Familie das Ideal. Aber dieses Ideal hat an Verbindlichkeit eingebüßt: Ein großer Anteil – die Angaben schwanken zwischen rund einem Viertel und der Hälfte – vor allem unter den Jüngeren war sich nicht sicher, ob sie ein Kind wollen, und ungefähr ein Zehntel wollte keines. Ähnliches gilt für eine Heirat: Vier von Zehn der jungen Männer wußten nicht, ob sie später heiraten wollten und wiederum etwas weniger als ein Zehntel wollte nicht heiraten. Damit sind Männer bei beiden Fragen unsicherer als Frauen. Was die Ablehnung von Kindern angeht, sind die Befunde widersprüchlich: Während einige Studien keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern feststellen, werden solche Unterschiede in anderen Studien als vor allem in den neuen Bundesländern neues Phänomen hervorgehoben.

Im Erwachsenenalter liegt der durchschnittliche Kinderwunsch der Männer etwas unter dem der Frauen, weil sie zwar ähnlich oft zwei Kinder wünschen, aber häufiger keine und seltener mehr als zwei Kinder wollen.

Die Altersentwicklung zeigt eine „Scherenbewegung“ zwischen den Geschlechtern: Bei jungen Männern nimmt bis zum Alter von 24 Jahren die Familienorientierung eher ab, bei den jungen Frauen nimmt sie deutlich zu auf Kosten einer zurückgehenden Berufsorientierung. Es gibt eine Reihe von Hinweisen, dass junge Männer ihre Familienentwicklung durchaus im Kontext späterer Berufstätigkeit sehen und dass der Kinderwunsch um so konkreter und zielsicherer geplant ist, je (zeitlich) näher eine gewünschte berufliche Etablierung rückt. Darüber hinaus wurde festgestellt, dass lebensgeschichtliche Erfahrungen wie z.B. konflikthafte Elternbeziehungen und ein negatives Vatern Vorbild den Kinderwunsch von Männern stärker beeinflussen als den von Frauen.

Drei Viertel der jungen Männer können sich vorstellen, nach dem Auszug aus dem Elternhaus in einer vorehelichen Lebensgemeinschaft zu leben, fast die Hälfte zu heiraten und von da an zusammen zu leben – die Werte für die jungen Frauen fallen ähnlich aus. Was die inhaltliche Ausgestaltung der Beziehungen zum anderen Geschlecht und insbesondere die Vorstellungen von einer Aufgabenverteilung angeht, sind junge Männer allerdings konservativer, stärker an der Rolle des Mannes als Hauptverdiener und weniger an Gleichstellung orientiert, als junge Frauen.

Partnerschaft und Lebensform

Im Leben erwachsener Männer (wie Frauen) ist die Ehe die häufigste Form des Zusammenlebens – in einer bestimmten Lebensphase. Davor ist heute eine Phase eines nichtehelichen Zusammenlebens üblich, in den alten Bundesländern vor allem bei Männern in der Ausbildungsphase. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft, die überwiegend egalitär strukturiert ist und in der beide Partner weitgehend ökonomisch eigenständig sind, ist für die meisten nicht Alternative zur Ehe, sondern Übergangsform. Die Daten zu den Lebensformen von Männern in den einzelnen Lebensabschnitten geben wieder, dass die Familienphase von Männern verglichen mit der der Frauen zeitversetzt beginnt: Sie wohnen länger bei den Eltern, gehen später die erste feste Partnerschaft ein, ziehen später mit einer Partnerin zusammen, heiraten später und bekommen später Kinder als Frauen. Der Anteil der jungen Männer, die allein mit einem Kind leben, ist gering.

Was die inhaltlichen Vorstellungen von Familie angeht, so lässt sich bei milieuspezifischen Unterschieden doch verallgemeinern, dass die Orientierung an der Ernährerrolle vor allem in den alten Bundesländern verankert ist. In Ost wie West gilt, dass junge Männer traditionellere Vorstellungen entwickeln als junge Frauen.

Geheiratet wird vor allem, wenn ein Kind geplant wird oder unterwegs ist; Kinderlose bleiben eher ledig. Hintergrund einer solchen Entscheidung zur Ehe ist aus der Perspektive des Mannes vor allem der vollzogene Einstieg in den Beruf und der Wunsch nach einer Absicherung der Position als Vater. Für die alten Bundesländer spielt dabei eine Rolle, dass Männer davon ausgehen, ihre Familie in der Phase, in der das Kind/die Kinder noch klein sind, weitgehend allein zu ernähren.

Die Daten zeigen einige Aspekte bleibender Asymmetrien: Der durchschnittliche Altersabstand zwischen Ehepartnern beträgt konstant etwa zwei Jahre; überwiegend wird nach wie vor der Name des Mannes als gemeinsamer Name gewählt und es sind vor allem Männer, die die Heirat ansprechen bzw. einen Heiratsantrag machen.

Scheidungen werden dagegen seltener von Männern eingereicht. Männer nennen insgesamt weniger Scheidungsgründe, insbesondere weniger Scheidungsgründe, die im kommunikativen Bereich liegen. Andere Untersuchungen besagen, dass Männer auftretende Beziehungskonflikte später wahrnehmen als Frauen.

Aspekte der Realisierung von Vaterschaft

Besonders drei Aspekte scheinen für das Bild und die Realität von Vaterschaft aktuell von besonderer Bedeutung zu sein: Zum einen das biografische Hinausschieben der Erstelternschaft oder der Verzicht auf Nachwuchs vor dem Hintergrund gestiegener Möglichkeiten und eines gestiegenen Bedarfes an Planung in Bezug auf Familiengründung. Hierbei lassen sich neben einer generellen Tendenz eines zunehmenden Alters von Erstvätern und eines Anwachsens der Gruppe derjenigen, die zeitlebens kinderlos bleiben werden, deutliche Unterschiede zwischen einzelnen sozialen Milieus und Bildungsgruppen feststellen. Dies betrifft sowohl die realisierte Kinderzahl, als auch die Muster, die zu diesen Familien- und Lebensformen führen. So lässt sich etwa Kinderlosigkeit bei Männern mit niedriger beruflicher Qualifikation als Merkmal sozialer Desintegration lesen, während in besser gebildeten Milieus dasselbe Phänomen als Konfliktlösung zwischen hohem materiellem Versorgungsanspruch für Kinder und der Ablehnung von Feierabendvaterschaft gesehen werden muss. Neben geschlechtsspezifischen Gründen für den Aufschub der Elternschaft können somit auch einige für beide

Geschlechter zutreffende ausgemacht werden. Entsprechend des Verzögerungseffektes beschäftigen sich Studien zunehmend mit den Auswirkungen von später Vaterschaft, während umgekehrt zu Reaktionen von Vätern auf ungewollte Schwangerschaften kaum Zahlen vorliegen.

Zum zweiten findet eine breite Diskussion über die Veränderung des Vaterbildes in der Gesellschaft statt, die allerdings weiterhin eher den Bereich von Wertevorstellungen betrifft als praktische Veränderungen in der Zuständigkeit etwa bei Hausarbeit. Insgesamt zeigen sich veränderte Vorstellungen und mehr noch veränderte Praxis von aktiver Vaterschaft als stark an besser gebildete Milieus gebunden, aber selbst dort kann z.B. Erwerbsunterbrechung der Väter als Erziehungszeit keineswegs als dominantes Muster ausgemacht werden. Vielmehr verweisen verschiedenste Studien darauf, dass gerade egalitäre Partnerschaften einem Retraditionalisierungsschub unterliegen und die Geburt des ersten Kindes fast regelmäßig mit einem stärkeren beruflichen Engagement der Väter und einem Rückzug aus der familialen Arbeit einhergeht. Uneinheitlich - gerade zwischen den soziologischen versus psychologischen Betrachtungsweisen - wird dagegen gewertet, wie einschneidend die Folgen der Vaterschaft in den Biografien von Männern sind.

Schließlich ist drittens eine zunehmende Bedeutung von Vaterschaft außerhalb traditioneller Mutter-Vater-Kind-Einheiten zu konstatieren: Dabei zeigen sich in einzelnen Studien, dass mit „Vätern nichtehelicher Kinder“, „Stiefvätern“ oder „alleinerziehenden Eltern“ keineswegs homogene Gruppen bezeichnet sind, sondern sich massive Unterschiede in der Realisierung der sozialen Vaterschaft finden, z.B. zwischen engagierten Vätern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Vätern ohne jedem Kontakt zu ihren nichtehelichen Kindern. Unterschiede bezüglich des sozialen Status finden sich vor allem zwischen alleinerziehenden Vätern und alleinerziehenden Müttern.

Insgesamt erscheint ein stark dynamischer Prozess, der Männer unterschiedlicher sozialer Herkunft an verschiedenen Stellen ihres Lebenslaufes unterschiedlich stark betrifft.

Fruchtbarkeitsstörung bzw. pränatale Diagnostik

Die Befunde zu Fruchtbarkeitsstörungen bei Männern sind keineswegs einheitlich: Konsens besteht mittlerweile darüber, dass Anfang der 90er Jahre publizierte Schätzungen über ungewollt kinderlose Paare deutlich zu hoch sind, während umgekehrt durch verbesserte Diagnostik der Anteil ideopathischer Fruchtbarkeitsstörungen zugunsten klarer Diagnosen reduziert werden konnte. Gleichwohl sind Aussagen zur Verbreitung von Fruchtbarkeitsstörungen bei Männern nur schwer zu treffen, die Zahl dürfte zwischen einem und vier Prozent aller Männer liegen. Unbestritten ist damit auch, dass Fruchtbarkeitsstörungen nicht maßgeblich verantwortlich für Kinderlosigkeit in der Gesamtbevölkerung sind. Zwar zeigt sich in jüngster Zeit ein wissenschaftliches Interesse an der Frage der Abnahme der Spermienqualität bei älteren Männern, gleichwohl dürfte das Hinauszögern der Elternschaft bei Männern (noch) nicht mit dem Erreichen der biologischen Grenze für Vaterschaft verknüpft sein, weiterhin sind Männer vor allem „sozial“ von dem Hinausschieben in ihren Partnerschaften betroffen. Neuere Studien kommen fast durchgängig zum Ergebnis, dass Männer ähnlich stark unter ungewollter Kinderlosigkeit leiden wie Frauen, allerdings andere Verarbeitungsmuster zeigen. Zu Frage des Hilfesuchens oder der Verantwortungszuschreibung sind die Befunde uneinheitlich. Objektiv sind Männer durch neuere Infertilitätsbehandlungen allerdings stärker durch die Therapie mitbelastet.

Männer spielen im Zusammenhang mit der Pränataldiagnostik in einschlägigen Untersuchungen eine randständige Rolle. Es deutet sich an, dass Männer sich eher mittelbar betroffen und ihre Funktion vor allem in der Unterstützung der Partnerin sehen. Allerdings liegen hierzu kaum Untersuchungen vor, was insbesondere deswegen überrascht, weil die wichtigen Beratungskonzepte in diesem Bereich beide Partner miteinbeziehen. Keinerlei Studien finden sich schließlich, die eine der beiden Fragestellungen - Behandlung ungewollter Kinderlosigkeit oder Pränataldiagnostik – als Aspekte der Planbarkeit und Machbarkeit in Bezug auf Vaterschaft diskutieren.

1.3 Zusammenführung der Ergebnisse I: Familienplanung im Lebenslauf von Männern

Die Aussagen aus den einzelnen Bereichen lassen sich zusammenführen, denn sie betreffen allesamt Ausschnitte der Gestaltung der privaten Lebensform und wirken zusammen in der Dynamik des Lebenslaufs. In diesem Lebenslauf lassen sich die Phasen der Initiation, eines Moratoriums und einer Konsolidierung, die allerdings wieder gebrochen und neu organisiert (z.B. bei Scheidung und Wiederheirat) werden kann, unterscheiden.

Der Beginn, die sexuelle Initiation, ist auch heute noch mit Unsicherheiten verbunden, auch wenn sie verglichen mit den 70er und 80er Jahren „partnerschaftlicher“ organisiert ist. Die Notwendigkeit, Verantwortung zu übernehmen für den Schutz vor einer ungewollten Schwangerschaft oder einer HIV-Infektion, ist aber weitgehend anerkannt. Der weitere Verlauf der Biografie ist zunächst von einem Moratorium als einer „wilden Zeit“ oder einer Ausbildungsphase bestimmt, was vor allem in den alten Bundesländern eine Familiengründung nicht beinhaltet. Die Befunde zeigen hier eher eine Zurücknahme eines Kinderwunsches und eine mehr oder weniger große Distanz zu einer Gründung einer eigenen Familie. Nichteheliche Lebensgemeinschaften ohne Kinder sind dann wesentlich Übergangsphasen zur Ehe bzw. Familie und sie erstrecken sich vor allem über die Ausbildungsphase, in der noch kein Kind gewünscht wird.

Weitere Befunde zeigen, dass lebensgeschichtlich früher oder später eine unterschiedlich lange Konsolidierungsphase im beruflichen und partnerschaftlichen Bereich einsetzen kann (nicht muss), zu der eine Konkretisierung eines vorhandenen oder noch unsicheren Kinderwunsches gehört und die Voraussetzung für eine Familiengründung ist. Ob und wann dieser Übergang absolviert wird, hängt nicht nur von der Konsolidierung und der Vereinbarkeit von Vaterschaft mit anderen biografisch relevanten Aspekten ab, sondern ist bei Männern mehr als bei Frauen auch von frühen biografischen Erfahrungen in der Herkunftsfamilie bestimmt. Die Daten belegen allgemein eine kindbezogene Eheschließung, die einen biografischen Einschnitt markiert. Mit der Weichenstellung der Heirat und Geburt von Kindern, kommt es zu Auseinanderentwicklungen in den Orientierungsmustern, dem Lebensstandard und der Familiensituation und damit zu einer Polarisierung zwischen Lebensformen mit und ohne Kinder. Mit der späten Vaterschaft können auch in fortgeschrittenerem Alter die Weichen noch einmal anders gestellt werden.

Auch aus der Perspektive des Mannes ist die Geburt vor allem des ersten Kindes ein einschneidendes Ereignis, das mit einer Umstrukturierung der Partnerschaft, einer Auseinandersetzung mit der Vaterrolle und mit spezifischen Belastungen verbunden ist. Nach der Geburt wird insbesondere eine höhere Verantwortung übernommen - der „Retraditionalisierungsschub“ bringt ökonomische Verpflichtungen für den Mann mit sich. Es werden für diese

Phase Aspekte von Verunsicherung (bezogen auf die partnerschaftliche Sexualität) und Unzufriedenheit z.B. mit der partnerschaftliche Kommunikation und Kontakten zu Freunden beschrieben. Den Belastungen stehen aber auch Gratifikationen gegenüber.

Ein Kinderwunsch kann dauerhaft nicht vorhanden oder vorhanden, aber nicht konkretisiert sein. Der Aufschub der ersten Vaterschaft und der Übernahme der entsprechenden Verantwortung kann in Kinderlosigkeit als Resultat eines allmählichen biografischen Prozesses, als „Übergang in Nicht-Vaterschaft“ münden. Zumindest für die alten Bundesländer wurde festgestellt, dass mit steigendem Lebensalter Männer, die keine Kinder haben, auch keine Kinder mehr wünschen.

1.4 Zusammenführung der Ergebnisse II: Rekonstruktion von Milieus

Eine Reihe von Befunden lässt auf große Differenzen der Familienplanung von Männern zwischen verschiedenen sozialen Milieus schließen. Insbesondere die Faktoren Bildung, beruflicher Status und Regionalspezifität – wobei sowohl an Stadt-Land-Differenzen, als auch an geografische Lagen und insbesondere Ost-West-Unterschiede zu denken ist – moderieren unterschiedlichste Facetten von Zielvorstellungen, Handlungen und Realisierungszeitpunkten in Bezug auf die Gestaltung des eigenen Lebens, der Partnerschaft und der Elternschaft. Wie umfassend solche Unterschiede empirisch belegt sind, ist davon abhängig, wie sehr Studien ihr Augenmerk auf diesen Aspekt legen. Dies ist bei den hier behandelten Themenfeldern und je nach Alter der Studien in sehr unterschiedlichem Maß der Fall, wobei die Datenlage tendenziell mittlere bis große Defizite aufweist.

Für die Frage der Kontrazeption liegen vor allem aus den 80er Jahren Studien vor, die für deutliche Unterschiede insbesondere unter dem Aspekt der gemeinsamen partnerschaftlichen Verantwortung, aber auch der konkret angewendeten Methoden sprechen: Bessere Bildung, urbanere Wohnorte und höherer beruflicher Status scheinen einherzugehen mit einer stärkeren Verantwortungsübernahme von Männern, eine Untersuchung aus den 90er Jahren belegt darüber hinaus den Einfluss von Ost-West-Unterschieden. In neuesten Untersuchungen ist gerade unter dem letzten Aspekt eher eine Annäherung zu verzeichnen, weitere Milieuindikatoren werden allerdings häufig nicht erhoben oder zumindest nicht explizit ausgewertet.

Sehr gut empirisch belegt sind Milieuunterschiede bezüglich des Kinderwunsches, dessen Realisierung und der Partnerschaftsformen, in denen Kindern großgezogen werden. Im Zusammenhang mit den deutlich unterschiedlichen Tradition in der BRD und der DDR und des „demografischen Schocks“ nach der Wende sind Ost-West-Unterschiede in diesen Fragen breit untersucht worden, und auch zum Einfluss anderer Faktoren gibt es eine Reihe von Studien. So zeigen Jugendstudien etwa eine größere Distanz von Elternschaft auf Seiten der westdeutschen Jugendlichen, eine stärkere Dominanz von Zwei-Kind-Familien im Osten und auch weiterhin andere Verlaufsformen bei den Übergängen vom Elternhaus zur Familiengründung oder auch bei der Auflösung der eigenen Familie durch Scheidung. Eine Reihe von Milieustudien zeigen, dass sowohl in alten wie in neuen Bundesländern ganz unterschiedliche regionale Milieus in Bezug auf Familienformen auszumachen sind. Unbestreitbar lassen sich auch Unterschiede zwischen verschiedenen Bildungsgruppen – gerade das Hinauszögern der Vaterschaft bei höherer Bildung ist umfassend belegt - und dem Maß der beruflichen und sonstigen sozialen Integration ausmachen, die Ergebnisse hierzu sind allerdings alles andere als einheitlich: Bei Männern höchster Bildung gibt es Hinweise auf eine Polarisierung zwi-

schen Kinderlosen und überdurchschnittlich großen Familien, bei niedrigen Bildungsgruppen wird Kinderlosigkeit als ein Indikator sozialer Desintegration diskutiert, während andere Untersuchungen keinen Einfluss von niedrigem beruflichem Status auf fehlende Kinderwünsche ausmachen können. Unbestritten sind auch die Milieuunterschiede im Hinblick auf Egalitätsvorstellungen, gerade die wenigen Männer die Erziehungsurlaub nehmen, scheinen sich aus höheren Bildungsschichten zu rekrutieren. Allerdings scheint die Gesamtbeteiligung von Männern an Erziehungsaufgaben so gering, dass die Praxis wenig quantitative Unterschiede zwischen Milieus aufweist.

Erhebliche Defizite sind schließlich insbesondere bei sehr aktuellen Fragen auszumachen, in denen Unterschiede zwischen sozialen Milieus zwar naheliegend oder auch belegt sind, allerdings in ihrer Bedeutung gerade in Bezug auf die sukzessive Gestaltung der Biografie nicht hinreichend gedeutet werden: So zum Beispiel das Verhältnis von Ernährer- und Erzieherrolle von Vätern, die Übernahme von Erziehungsverantwortung im Scheidungsfall oder auch der Umgang mit ungewollter Kinderlosigkeit und den Möglichkeiten der Pränataldiagnostik. Insbesondere hier – aber nicht nur hier – deutet sich gleichzeitig die Notwendigkeit an, eine milieuspezifische Sichtweise mit einer Lebenslaufperspektive zu verknüpfen, um divergierenden Wünschen, Planungen und Realisierung(smöglichkeit)en in Bezug auf Vaterschaft gerecht zu werden.

1.5 Zusammenführung der Ergebnisse III: Einbettung in einen Kontext historischer Veränderungen

Die Muster reproduktiver Lebensläufe bilden sich im Kontext übergreifender historischer Veränderungen heraus. In den empirischen Ergebnissen wurde mehrfach auf längerfristige Trends hingewiesen. Diese Entwicklungen haben sich in Ost und West parallel – wenn auch auf unterschiedlichen Niveaus – vollzogen; zu beachten sind allerdings die modifizierenden Traditionen in Ost und West und die Bedeutung der historischen Umbrüche im Westen in den 70er Jahren, im Osten mit der Wende. Häufig sind die höheren Bildungsgruppen Vorreiter sozialen Wandels und allgemein wird eine Annäherung der Muster in den neuen Bundesländern an die in den alten Ländern erwartet.

Allgemeiner Kontext sind die komplexen Veränderungen der Formen der Geschlechterbegegnungen („Vom Patriarchat zur Partnerschaft“, „von der Befehlsfamilie zum Verhandlungshaushalt“) und ihrer Institutionalisierungsformen (Ehe, nichteheliche Lebensgemeinschaft etc.), der Sexualität und der Geschlechtsrollen- bzw. Männlichkeitsvorstellungen. Mit dem Rückgang kinderreicher Familien im „ersten demografischen Übergang“ veränderten sich die Eltern-Kind-Beziehungen; Familien wurden kleiner und kindzentrierter. In die betrachtete Zeitspanne fallen auch einige wesentliche Reformen des Familienrechts, die Männer direkt (z.B. als Väter nichtehelicher Kinder, als Geschiedene) und indirekt (Stärkung der Rechte und Ansprüche der Kinder und der Ehefrau dem Mann gegenüber) betrafen (Ende der 70er Jahre und in den 90er Jahren), sowie wichtige Veränderungen des Arbeitsmarktes. Der historische Wandel ergreift und transformiert die milieuspezifischen Muster mit unterschiedlicher Geschwindigkeit.

Insgesamt lassen sich die Ergebnisse zu drei Trends bündeln: ein Trend in Richtung egalitärer Beteiligung von Männern an Familienplanung, ein Beharren auf einer komplementären Aufteilung der Aufgaben zwischen den Geschlechtern und ein Trend zum Aufschub der Heirat und ersten Vaterschaft bzw. zum Übergang in „Nicht-Vaterschaft“.

Die Veränderungen des Verhütungsbereichs zeigen einen Trend zu mehr Gemeinsamkeit zwischen den Geschlechtern. In dem ausgewählten Zeitfenster 1980 bis 2000 ist die Pille auch nach den Angaben der Männer Verhütungsmittel Nr. 1 und Verhütung wurde bzw. wird weitgehend (in den neuen Bundesländern noch deutlicher als in den alten) als Sache der Frau betrachtet. Vorher hatte bis Mitte der 70er Jahre, also bis zur Durchsetzung der Pille, Verhütung mit Kondom oder Coitus Interruptus in der Verantwortung des Mannes gelegen; mit der Pille läßt sich dann ein Rückzug von Männern aus der (allerdings vorher keineswegs stringent wahrgenommenen!) Verantwortung feststellen. Die Daten zeigen dann in den alten Bundesländern ab Mitte/Ende der 80er Jahre und in den neuen Bundesländern nach der Wende – zurückführbar auf die Kampagnen zum Schutz gegen eine HIV-Infektion - eine steigende Beliebtheit des Kondoms (nicht aber der Coitus Interruptus) als Mittel der Wahl beim ersten Geschlechtsverkehr und im Erwachsenenalter vor allem bei weniger gut bekannten Partnerinnen.

Die Entwicklung hin zur Auffassung von Verhütung als gemeinsamer Aufgabe vor allem bei höheren Bildungsgruppen kann ebenso als Indikator einer stärkeren Egalität und Kommunikation genommen werden wie z.B. die geringere Altersdifferenz beim ersten Geschlechtsverkehr oder die Tatsache, dass beide Geschlechter als Verhütungsmotiv die Vermeidung einer ungewollten Schwangerschaft angeben. Bezogen auf Lebensformen wurde der egalitäre Charakter der nichtehelichen Lebensgemeinschaften hervorgehoben.

Gegen diesen Trend stehen einige der bereits erwähnten Beobachtungen einer komplementären Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern, die im Kontrast steht zur egalitären Konstitution der nichtehelichen Lebensgemeinschaften: Mit der Heirat und der Vaterschaft ist für Männer vor allem in den alten Bundesländern eine stärkere Wendung hin zu traditionellen Einstellungen zur Müttererwerbstätigkeit und einem Selbstverständnis des Mannes als Hauptnährer der Familie verbunden. Zu diesem Trend gehören der Aufschub der ersten Geburt bis zum Abschluss der Ausbildung und dem Einstieg in den Beruf („Institutioneneffekt“), die geringe faktische Beteiligung der Männer an der Arbeit in Haushalt und bei der Kindererziehung (s.o. „Retraditionalisierungsschub“) in der Phase, wenn ein Kleinkind zu versorgen ist, der zwar wachsende, aber immer noch minimale Anteil (insbesondere lediger) alleinerziehender Väter, die geringe Inanspruchnahme von Erziehungsurlaub bzw. Elternzeit durch Männer – unter anderem aus Angst um die berufliche Karriere. Auf der anderen Seite dokumentieren Daten auch das Interesse von Männer daran, Vaterschaft im Alltag zu realisieren. Es konnten einige Studien zusammen gestellt werden, die eine eigene Vereinbarkeitsproblematik von Ernährerrolle und anspruchsvoller Vaterschaft (bzw. von Freizeitfreiheit und Familienleben) beschrieben.

Der Trend hin zu einem höheren Alter bei der ersten Heirat oder ersten Vaterschaft wurde bereits erwähnt. Die Folge ist nicht nur, dass unter den jüngeren Altersgruppen immer weniger Männer verheiratet sind und/oder Kinder haben, sondern zunehmend weniger überhaupt geheiratet wird und Kinder gezeugt werden. Der Anteil der Männer, die dauerhaft ledig bleiben werden, steigt kontinuierlich in Ost und West und es wird vermutet (hierzu liegen lediglich Umfrage- und keine Registerdaten vor), dass auch der Anteil der Männer, die kinderlos bleiben, wachsen wird. Diese Trends sind bei Männern deutlich stärker ausgeprägt als bei Frauen.

Diese Entwicklung konterkariert die gleichbleibende Orientierung an der Wunschzahl von zwei Kindern und das Interesse an Vaterschaft. Der Aufschub der ersten Geburt oder Kinderlosigkeit bei einem abstrakt vorhandenen Kinderwunsch können als Strategie interpretiert

werden, die Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Ernährerrolle und Vaterschaft zu lösen, bzw. als Folge, wenn die berufliche und partnerschaftliche Konsolidierung, die für eine Konkretisierung des Kinderwunsches notwendig ist, (noch) ausbleibt. Dass der Trend bei Männern stärker ausgeprägt ist als bei Frauen, weist darauf hin, dass hier ein eigenständiger Beitrag von Männern zur historischen Veränderung von Familiengründung vorliegt. Späte Vaterschaft, so zeigten die Befunde, gewinnt an Bedeutung; sie bietet noch einmal neue Möglichkeiten, Beruf und Vaterschaft zu vereinbaren.

Ein weiterer historischer Trend, den die Daten wiedergeben, wurde ebenfalls bereits angesprochen: Mit der Zahl alleinerziehender Mütter steigt die Zahl der Väter von nichtehelichen Kindern und mit den (Wieder-)Verheiratungen und Neugründungen nichtehelicher Lebensgemeinschaften nimmt auch die Zahl der Stief- und Zweitväter zu. Diese Vaterschaftsbeziehungen gab es auch früher, aber unter anderen rechtlichen und sozialen Bedingungen (der Vater war z.B. bis 1970 mit dem nichtehelichen Kind nicht rechtlich verwandt). Diese Ausdifferenzierungen von biologischer und sozialer Vaterschaft könnten im Rahmen ausgeweiteter Anwendungen reproduktionsmedizinischer Behandlungen von Fruchtbarkeitsstörungen zunehmen.

1.6 Offene Fragen

Die Daten stammen aus unterschiedlichen Quellen und wurden im Zusammenhang mit unterschiedlichen Forschungsfragen erhoben. Wenn sie in dieser Expertise auf einander bezogen wurden, kann daraus noch kein vollständiges Bild entstehen. Gezeigt wird vielmehr, wie sinnvoll und notwendig ein übergreifender Ansatz ist. Folgende Fragen bleiben notgedrungen offen:

- Zum Hintergrund der Familienplanung von Männern:
Welchen Bedingungen unterliegt die „Vereinbarkeitsproblematik“ der Männer? Welche Rolle spielen Veränderungen der gesellschaftlichen Arbeitsorganisation (Stichwort Flexibilisierung) und Beschäftigungschancen für die Wahrnehmung der Verpflichtung, Familienernährer zu sein? Welche Rolle spielen die Veränderungen in den Verhältnissen und Beziehungen der Geschlechter?

Wünschenswert wäre hier auch ein Exkurs in die Rechtsgeschichte mit einer Analyse der Veränderungen der rechtlichen Stellung von Vätern bzw. Ehemännern.
- Zur systematischen und differenzierenden Beschreibung des reproduktiven Lebenslaufs von Männern:
Wie lassen sich systematisch die Veränderungen im Lebenslauf mit Phasen und Weichenstellungen beschreiben? Welche sozialen Altersnormen und Regelungen von Übergängen gelten? Welche Bedingungen sind jeweils ausschlaggebend z.B. für den „Übergang in Nicht-Vaterschaft“ bzw. den „Übergang in (frühe oder späte) Vaterschaft“? Wie lassen sich systematisch Milieu-Unterschiede erfassen? Welche *unterschiedlichen* Wege schlagen Männer unter gleichen Milieu-Bedingungen ein (z.B. bei einer Polarisierung innerhalb der Gruppe der Hochqualifizierten: die einen bekommen keine, die anderen viele Kinder)?

- Zur Beschreibung der Familienplanungsstrategien:
Welche Strategien der Familienplanung stehen Männern außer dem Aufschub zur Verfügung? Wo und wie lässt sich eine Relativierung der Ernährerverpflichtung erkennen? Was entspricht bei Männern der Strategie von Frauen, die Gestaltung des Lebens bewusst dem Zufall zu überlassen? Welche Rolle spielt die Möglichkeit, die Kinderfrage mit unterschiedlichen Partnerinnen jeweils anders zu regeln? Was sind Durchsetzungsstrategien bei Paarentscheidungen? Sind Veränderungen von Orientierungen (z.B. Umdefinitionen des Kinderwunsches) Anpassungsleistungen an die vorgefundenen Optionen?
- Zur Planbarkeit und Machbarkeit:
Was bedeutet der Widerspruch zwischen Planungszumutung einerseits, fehlenden Grundlagen für Planung (Verlässlichkeiten und Zugriffsmöglichkeiten) andererseits für die Familiengestaltung von Männern? Was bedeutet das (milieuabhängig ausgeprägte) Deutungsmuster des Gegensatzes von „rationaler“ Arbeitswelt und zu planender Karriere einerseits und emotionaler Familienwelt, von außerfamiliärer-ungebundener Flexibilität und familiärer Sesshaftigkeit für „Planung“ von Familie?
- Zu Prognosen:
Lassen sich Entwicklungen fortschreiben? Wohin werden sich die Familienplanungsbedingungen und –strategien von Männern weiter entwickeln? Wird z.B. die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen mit einer Flexibilisierung von Familienbiografien beantwortet? Wie wird sich der Zusammenhang zwischen Vaterschaft, Familienrolle und Männlichkeitsvorstellungen verändern? Wie wird sich die Ausdifferenzierung und Multiplizierung von Vaterschaftsverhältnissen (biologische oder soziale Vaterschaft; Zweit-, Stief- oder Distanzväter) weiter entwickeln und welche Folgen wird sie haben? Welche Veränderungen werden neue Verfahren der Reproduktionsmedizin bringen?

Eine Studie zur Familienplanung im Lebenslauf von Männern, die von einem umfassenden Verständnis von Familienplanung ausgeht und die auch Kohortenvergleiche ermöglicht, kann zur Beantwortung einiger dieser Fragen wesentlich beitragen.

2. Kontrazeption

2.1 Datenlage

Verhütung gilt als Frauenthema – entsprechend schlecht ist die Datenlage, was die Kontrazeption durch Männer angeht.

Der medizinische Diskurs zur Kontrazeption ist ohnehin ein Diskurs über die Kontrazeption der Frau; im Lehrbuchwissen zur Empfängnisverhütung nehmen männliche Verhütungsmethoden lediglich eine marginale Position ein. In den wichtigsten medizinischen Grundlagenwerken zur menschlichen Fortpflanzung und Lehrbüchern zu Empfängnisverhütung und Gynäkologie findet sich eine Verteilung von 3 % bis 12 % Ausführungen zu Kontrazeptiva für den Mann gegenüber 88 % bis 97 % für die Frau (Übersicht: Fichtner 1999). Dass diese Gewichtung nicht allein den objektiv vorhandenen Mitteln geschuldet ist, lässt sich einem Übersichtsartikel von Nieschlag und Knuth (1996) zur „gegenwärtigen Praxis und Entwicklung neuer Methoden“ der Kontrazeption beim Mann entnehmen, der sich 13 Seiten lang mit Grundlagen und Entwicklungstendenzen einer noch nicht verfügbaren hormonalen Kontrazeption beim Mann befasst und auf lediglich zwei Seiten die vorhandenen Methoden Coitus Interruptus, Kondom und Vasektomie behandelt. Das forschersische Interesse in diesem Jahrhundert galt überwiegend der Verbesserung der Kontrazeptiva für die Frau, entsprechend verteilt wurden finanzielle Förderungen eingesetzt (Bremmer 1987; Djerassi 1992). Erst in den letzten Jahren werden Forschungsgelder auch im Bereich männlicher Kontrazeptionsforschung aufgewendet, die fast ausschließlich auf die Entwicklung einer Pille für den Mann fokussiert ist (Nieschlag & Knuth 1996). Eine Verbesserung vorhandener männlicher Methoden findet dagegen kaum wissenschaftliche Aufmerksamkeit (Heinrichs 1982; Bohne 1997).

In der sozialwissenschaftlichen Forschung wurde dagegen, weitgehend begrenzt auf die Zeit zwischen Mitte der 80er bis Mitte der 90er Jahre (mit Impulsen aus einem BMFT-Forschungsschwerpunkt), ein Boom an Forschung zur Kondomnutzung ausgelöst, der im Zusammenhang mit Fragen der HIV-Prävention stand. Dabei blieb allerdings die Doppelfunktion des Kondoms und damit die Frage der Kontrazeption weitgehend unbeachtet; im Vordergrund stand vor allem ein auf AIDS und die HIV-Infektion bezogener Risiko-Diskurs. Zahlreiche Studien wurden insbesondere bei jungen Erwachsenen durchgeführt, die das Sexualverhalten (häufig unter dem Aspekt von Partnerwechsel und ungeschützten Kontakten als Infektionsrisiko), die sexuelle Kommunikation und entsprechend die Kondomverwendung untersuchten. In dieser Expertise wird nur insofern darauf Bezug genommen, als der Kontrazeptionsaspekt einbezogen und geschlechtsdifferenziert ausgewertet wurde.

Die wenigen vorliegenden Studien, die Männer selbst zur Kontrazeption befragen, weisen eine unterschiedliche Qualität auf und lassen sich schwer vergleichen. Ergebnisse aus den zahlreicheren Untersuchungen an Frauen lassen sich zudem nur bedingt auf Männer übertragen. Es sind verschiedene Konstellationen denkbar, in denen beide - gerade außerhalb fester Partnerschaften - verschieden verhüten und lediglich ihr Verhalten angeben, oder gar über das Verhütungsverhalten des anderen gar nicht informiert sind (z.B. Pille oder Vasektomie). Die drei Sachverhalte können auseinander fallen: ob überhaupt verhütet wurde, wer die Verantwortung übernommen hat und wer die Verhütung praktisch angewendet hat. Außerdem zeigte sich in der AIDS-Forschung gerade in bezug auf sexuelle Praktiken immer wieder ge-

schlechtsspezifisches Antwortverhalten, das nur schwer mit Verhaltensunterschieden in Verbindung gebracht werden kann. Insbesondere scheint der eigene Anteil an der Verhütung durchgehend höher angegeben zu werden als es der Einschätzung des Partners bzw. der Partnerin entspricht, d.h. Männer geben Kondome häufiger an als Frauen, Frauen die Pille häufiger als Männer (Bock 1994; vgl. ähnliche Beobachtungen in Untersuchungen zur häuslichen Arbeitsteilung: Männer und Frauen geben den eigenen Anteil durchgängig höher an als der Partner bzw. die Partnerin einschätzt: Keddi & Seidenspinner 1991).

Es lassen sich dennoch einige Studien zusammen stellen, aus denen sich die Angaben für Männer gewinnen lassen. Bei der BRIGITTE-Studie wurden 1985 in einer Repräsentativerhebung 20- bis 50jährige (west-) deutsche Männer befragt, unter anderem wurden dabei die derzeit angewandten Verhütungsmittel erhoben. Publiziert wurden allerdings nur die Ergebnisse für die 97 % der erreichten Männer, die nicht prinzipiell gegen Verhütung sind (Metz-Göckel & Müller 1986). Da in dieser Studie von 25 % der Männer keine Angaben zur aktuellen Verhütung bzw. von 22 % keine Angaben zur grundsätzlichen Erfahrung mit Mitteln gemacht werden, beziehen sich die Prozentwerte hier wegen der Vergleichbarkeit mit den anderen zitierten Studien auf die Zahl der Männer, die Angaben machten. In der gleichen Zeit führten Barth und Strauß eine Studie zu männlicher Kontrazeption durch, die aber aufgrund ihrer Erhebungsform - 77 % der Befragten wurden durch eine Zeitungsannonce gewonnen, 12 % über Schneeballprinzip und 11 % über Betriebe - nur begrenzte Repräsentativität beanspruchen kann. Der Altersrange beträgt 16 bis 65 Jahre, Erhebungsort war Hamburg und Umgebung (Barth & Strauß 1986; Strauß & Barth 1988).¹ Helfferich und Fichtner befragten in einer Studie im Auftrag des BMFT zur HIV-Prävention und Kontrazeption von Männern 1995 unter anderem 739 zufällig ausgewählte Personen per Fragebogen zum aktuellen Verhütungsverhalten, zu Erfahrungen und Einstellungen. Zielgruppe dieser Untersuchung waren Männer aus den alten und neuen Bundesländern im Alter zwischen 20 und 35 Jahren (Fichtner 1999).

Im Jugendbereich liegen mehrere Wiederholungsbefragungen für den Westen vor. Schmidt und Knopf und Lange führten 1970 eine Befragung von 16- bis 17-Jährigen durch, die sie 1990 wiederholten (Schmidt 1993; Knopf & Lange 1993). Schmid-Tannwald und Urdze befragten 1980/81 14- bis 17-Jährige und ihre Eltern in der BRD; diese Befragung wurde 1994 in den alten und neuen Bundesländern wiederholt (BZgA 1998a). Die Studie richtete sich u.a. an 1.500 repräsentativ ausgewählte männliche Jugendliche und beinhaltete auch eine Befragung von deren Vätern. Damit liegen Angaben zum Verhütungsverhalten von 1.151 Männern im Alter von 27 bis 67 Jahren vor (Dahmen, Eiblmeier, Lehr & Schmid-Tannwald unveröffentlicht). Ebenfalls von der BZgA in Auftrag gegeben wurde zwei Untersuchungen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter zwischen 16 und 24 Jahren, die 1994 als Ersterhebung und 1996 als Vergleichsstudie durch P. Schmidt und MitarbeiterInnen durchgeführt wurde (BZgA 1998d). Für die zweite Erhebung wurden 1.223 Personen aus alten und neuen Bundesländern unter anderem zu sexuellen Beziehungen und Lebensformen, zu Informationsnutzung über Empfängnisverhütung und zum Verhütungsverhalten selbst befragt. Unter den Befragten waren 615 Männer, 56 % davon 20 Jahre alt oder älter. Dargestellt wird allerdings nicht das aktuelle Verhütungsverhalten, sondern die derzeit überwiegend genutzten

¹ Allerdings variieren die Zahlen zwischen den zwei Veröffentlichungen etwas; hier sollen deshalb die neueren Angaben verwendet (Strauß & Barth 1988) und nur bei Bedarf die teilweise ausführlicheren Darstellungen aus Barth und Strauß (1986) herangezogen werden.

Verhütungsmittel, wobei Mehrfachnennungen möglich waren. Schließlich liegt durch die jährliche Repräsentativbefragung „AIDS im öffentlichen Bewusstsein“, die die BZgA seit 1987 durchführen lässt auch eine regelmäßige aktuelle Erhebung des aktuellen Verhütungsverhaltens von 3.600 Personen einer Zufallsstichprobe vor. In der Erhebung von 1998 fanden sich hierunter 1.608 Männer im Alter zwischen 16 und 65 Jahren (Forsa 1999). Allerdings wurden die Fragen zur Empfängnisverhütung, die nur einen Nebenaspekt dieser umfangreichen Untersuchung darstellen, seit 1999 nicht mehr erhoben.

Die verschiedenen vorliegenden Studien zur Kontrazeption bei Männer unterscheiden sich damit erheblich bezüglich des Erhebungszeitpunkts, der Erhebungsregion und insbesondere auch im Hinblick auf die Stichprobe und die Fragestellung (vgl. Tabelle 1). Außerdem erlauben einige Untersuchungen Mehrfachnennungen, während bei anderen Studien Verhütungsmittelkombinationen als eigene Kategorie dargestellt werden.

Ein weiteres Manko der Datenlage liegt darin, dass die Studien sich weitgehend auf deskriptive Aussagen zur Verbreitung von Verhütung beschränken. Qualitative Aspekte wie z.B. die Bedeutung, die Verhütung als solcher und bestimmten Mitteln beigemessen wird, oder Kontextfaktoren wie z.B. die sexuelle Situation, die Rollenzuschreibung und die Beziehung beider Geschlechter in der sexuellen Begegnung, werden selten diskutiert. In allen Studien, die Frauen und Männer einbeziehen, werden die Zahlen für das kontrazeptive Verhalten bei beiden Geschlechtern verglichen, ohne dass gefragt wird, ob und wie die Aussagen in einem unterschiedlichen Kontext zu interpretieren sind.

Tab. 1: Studien zur Verhütung von Männern (Auswahl)

	BRIGITTE	Barth & Strauß	Schmidt-Tannwald & Kluge	Schmid	Helfferrich & Fichtner	AIDS im öff. Bewusstsein
Erhebungsjahr	1985	1985	1994	1996	1997	1998 (bis dahin jährlich)
Erhebungsregion	ABL	ABL	ABL & NBL	ABL & NBL	ABL & NBL	ABL & NBL
Stichprobenziehung	repräsentativ	Annoncen, Klienten	Väter in Stichprobe	repräsentativ	Zufall	Zufall
Stichprobengröße	543	534	1.047	615	739	1.608
Altersgruppe	20-50	16-65	27-67	16-24	20-35	16-65
Fragestellung	aktuelle Verhütung	aktuelle Verhütung	aktuelle Verhütung	überwiegende derzeitige Verhütung	aktuelle Verhütung	aktuelle Verhütung

ABL = Alte Bundesländer, NBL = Neue Bundesländer

2.2 Kontrazeption I: Verhütung beim ersten Geschlechtsverkehr

Alle Wiederholungsstudien zeigen: Junge Männer verhüten heute häufiger als früher beim ersten Geschlechtsverkehr. Insbesondere hat die Benutzung eines Kondoms und, weniger deutlich, die Einnahme der Pille zugenommen; der Coitus Interruptus als Verhütung beim Ersten Mal hat dagegen an Beliebtheit abgenommen.

1970 hatten der Studie von Schmidt und Sigusch zufolge 31% der 16- bis 17-jährigen jungen Männer beim Ersten Mal nicht verhütet; Kondom und/oder Pille nannten 51%. 1990 war der Anteil der unterlassenen Verhütung beim ersten Geschlechtsverkehr auf 13% zurück gegangen und der Anteil derjenigen, die mit Pille und/oder Kondom verhütet hatten, auf 81% gestiegen (Knopf & Lange 1993). Der Vergleich der Angaben von 1980/81 und 1994 für 14- bis 17-Jährige fällt sehr ähnlich aus: 1980/81 hatten 29% der 14- bis 17-jährigen Jungen angegeben, beim ersten mal nicht verhütet zu haben. 28% - jeweils bezogen auf die Gesamtgruppe - hatten Kondome verwendet und 11% die Pille. 14 Jahre später betrug der Anteil derer, die keine Verhütung beim ersten Geschlechtsverkehr angaben, nur noch 16% (Ost: 9%) und der Anteil derer, die Kondome genommen hatten, war auf 66% gestiegen (Ost: 57%). Dass die Partnerin die Pille genommen habe, berichteten nunmehr 22% (Ost: 35%; Schmid-Tannwald & Urdze 1983; BZgA 1998a).²

Übereinstimmend zeigen die Wiederholungsbefragungen auch den Rückgang der Beliebtheit des Coitus Interruptus (Schmid-Tannwald & Urdze 1983; BZgA 1998a: Von 13% 1980/81 auf 7% 1994; Knopf & Lange 1993: von 7% 1970 auf 2% 1990; jeweils Angaben der männlichen Befragten).

In Deutschland liegen kaum nach Bildungsgruppen differenzierende Auswertungen vor (zur Schicht- und Milieudifferenzierung siehe den nächsten Abschnitt). Leider gibt es auch nur wenige Untersuchungen, die genauer den Kontext des ersten Geschlechtsverkehrs für junge Männer erfragt und mit der Kontrazeption in Bezug gebracht haben. Kontextabhängige Determinanten für die Verhütung beim ersten Geschlechtsverkehr können sein:

- Die Beziehung der Geschlechter, ausgedrückt im Altersabstand und in der Frage, wer älter ist: Ist einer der beiden deutlich älter als der/die andere, wird von dieser Person erwartet, dass sie Verantwortung übernimmt. Die Untersuchung von 1980 zeigt: Waren die Jungen beim Ersten Mal 14 oder 15 Jahre alt, so hatte häufiger die Partnerin die Verantwortung übernommen – erklärt wird dies damit, dass sie vermutlich älter war als der Junge (Modell der Initiation durch eine erfahrenere Frau). 16- bis 17-jährige junge Männer zeigten dagegen mehr Verantwortung. Hier fehlen entsprechende Forschungen, die die sozialen Regelungen der sexuellen Initiation in Verbindung mit der Verantwortungsübernahme für die Kontrazeption durch Männer untersuchen. Insgesamt lässt sich die verbesserte Verhütung beim ersten Geschlechtsverkehr unter anderem in Bezug dazu setzen, dass der Altersabstand zwischen den beiden Partnern beim Ersten Mal abgenommen hat (BZgA 1998a).
- Die Art der Beziehung: Bei jungen Frauen findet der erste Geschlechtsverkehr häufiger in einer festen Beziehung statt, als bei jungen Männern (1994: 64% der Mädchen, 41% der Jungen; BZgA 1998c).³ In festen Beziehungen wird aber eher über Verhütung gesprochen und das erste Mal geplant. Insgesamt kam der erste Geschlechtsverkehr für Jungen häufiger (33%) völlig überraschend als für Mädchen (22%) (BZgA 1998b); war die Partnerin nur flüchtig bekannt, traf dies auf 55% der Fälle zu.

² Die Angaben sind nicht vollständig vergleichbar, da im Gegensatz zu der Befragung 1980 die Kategorie „weiß nicht“ 1998 nicht vorgegeben war. Vgl. für die Schweiz: ähnliche Ergebnisse für einen Zeitvergleich 1972-1992 mit einem höheren Anteil der Jugendlichen ohne Verhütung beim Ersten Mal: Koffi-Blanchard et al. (1994). Nöstlinger & Wimmer-Puchinger fanden 1991 in Österreich noch einen Anteil von 22% der Jungen, die angegeben, beim ersten Geschlechtsverkehr nicht verhütet zu haben (Nöstlinger & Wimmer-Puchinger 1994)

³ Daten für die Schweiz: Erster Geschlechtsverkehr im Rahmen einer feste Bindung hatten vier von fünf Mädchen, aber nur drei von fünf Jungen (ISPM Lausanne 1997).

- Kommunikation beim ersten Geschlechtsverkehr: Von 14- bis 17-jährigen Jungen häufiger als von gleichaltrigen Mädchen genannte Gründe, im letzten Jahr nicht immer (nicht unbedingt nur beim Ersten Mal) verhütet zu haben, waren „Ich habe mich auf den Partner verlassen“ (1994: Mädchen 15%, Jungen 35%) und „Ich kann nicht drüber reden“ (1994: Mädchen 5%, Jungen 10%) (BZgA 1998). Vor dem ersten Geschlechtsverkehr hatten 30% der jungen Männer und 42% der jungen Frauen über Verhütung gesprochen, wenn das Erste Mal im Rahmen einer spontanen Begegnung stattfand. Fand es im Rahmen einer festen Beziehung statt, hatten 57% der Jungen und 66% der Mädchen darüber kommuniziert (16- bis 20-Jährige) (ISPM Lausanne 1997). Dem entspricht auch, dass junge Männer weniger gut informiert sind über die Pille (dies gilt weniger für das Kondom) (BZgA 1998d), über Konzeption und Schwangerschaft als junge Frauen (BZgA 1995). Allerdings muss fehlende Kommunikation bei jungen Männern nicht in jedem Fall beim ersten Geschlechtsverkehr in unterlassene Verhütung münden. Die zitierte Schweizer Studie stellte fest: „Gewisse Jugendliche gebrauchen lieber systematisch Präservative und gehen so einem Gespräch, das ihnen möglicherweise Angst macht oder das ihnen peinlich ist, aus dem Weg“ (ISPM Lausanne 1997, 7).
- Unsicherheit der Jungen beim Ersten Mal: Es lassen sich weitere Indikatoren einer größeren Unsicherheit der Jungen vor den ersten intimen Kontakten zusammen stellen: Die Studie zu Jugendsexualität im Auftrag der BZgA (1994; BZgA 1998b) besagt, dass mehr 14- bis 17-jährige Jungen als gleichaltrige Mädchen „Angst vor Ungeschick“ als Grund dafür angaben, dass sie noch keinen Geschlechtsverkehr hatten (30% der Jungen, 18% der Mädchen). Auch bezeichneten sich die Jungen in diesem Zusammenhang häufiger als „zu schüchtern“ (37%; Mädchen 26%). Die Mädchen nannten dafür häufiger, sie seien zu jung und hätten Angst vor einer Schwangerschaft. Hier sind gerade bei Jugendstudien die unterschiedliche Entwicklungsgeschwindigkeit und –dynamik bei Mädchen und Jungen zu beachten.
- Bemerkenswert ist, dass junge Frauen und Männer in ähnlichem Ausmaß Angst vor einer ungewollten Schwangerschaft als Verhütungsmotiv angeben (BZgA 1995).

Bei Männern ist bei der Interpretation der Bedeutungsunterschied zwischen den beiden Fragen zu beachten „Wurde verhütet? Ja oder Nein“ und „Wer hat die Verantwortung für die Verhütung übernommen? Der Mann, die Frau oder beide gemeinsam“. Für den zweiten Aspekt ist nicht nur die personelle Konstellation bei der Verhütung, sondern auch die Verfügbarkeit, Akzeptanz und Selbstverständlichkeit männlicher und weiblicher Verhütungsmittel und die Kommunikation darüber wichtig. Ältere Verhütungsuntersuchungen (z.B. Helfferich & v. Troschke 1985) liefern Hinweise, dass das Kondom nicht mehr nur als Verhütungsmittel in der alleinigen und nicht kommunizierten Verantwortung des Mannes wahrgenommen wird, sondern als Verhütungsmittel und Mittel der HIV-Prävention zugleich, das von Mann und Frau zum eigenen Schutz eingesetzt bzw. eingefordert oder nach gemeinsamer Aushandlung genutzt wird.

Insgesamt stehen die Veränderungen im Verhütungsverhalten der Jungen in einem Zusammenhang mit dem Übergang zu „weiblicher Verhütung“, für die die Partnerin verantwortlich ist, und einer Renaissance der Kondomnutzung als „männlicher“ bzw. gemeinschaftlicher Verhütung im Zuge der HIV-Präventions-Kampagnen. Weiterhin hat sich die Form der Initiation, die der erste Geschlechtsverkehr darstellt, geändert. Er ist einerseits egalitärer geworden (geringerer Altersabstand, Motiv der Angst vor einer ungewollten Schwangerschaft bei beiden ähnlich hoch), andererseits findet er nach wie vor bei Jungen seltener in einer festen

Beziehung statt und die Kommunikationsbarrieren der Jungen sind höher als die der Mädchen. Außerdem nimmt die aktive Beteiligung der Jungen an der Verhütung per Kondom schon beim zweiten Geschlechtsverkehr wieder deutlich ab.

2.3 Kontrazeption II: Erwachsene Männer, Hintergründe männlicher Kontrazeption

Determinanten männlicher Kontrazeption

Mit der Einführung der oralen Kontrazeption setzte historisch zunächst ein Rückzug der Männer aus der Verhütungsverantwortung ein (Clement 1986). Während Anfang der 80er Jahre 64 % der untersuchten Studenten ihre Partnerin als verantwortlich für die Kontrazeption nannten, waren es in den 60er Jahren nur 22 % gewesen. Diller (1987) z.B. verweist darauf, dass Männer durch ihr kontrazeptives Verhalten wesentlich für den demografischen Umbruch um die Jahrhundertwende in Europa und für die historisch niedrigste Fertilitätsrate während der US-amerikanischen Depression verantwortlich waren. Inzwischen scheint sich die Einstellung wieder gewandelt zu haben.⁴ In einer ersten repräsentativen BRIGITTE-Studie zu Männern Mitte der 70er Jahre waren noch 44 % der ausschließlich männlichen Befragten der Ansicht, dass Verhütung Frauenaufgabe sei (Pross 1978); in einer Nachfolgestudie durch Metz-Göckel und Müller (1986) wird diese Antwort nur noch von 14 % der Männer gegeben, während 81 % Verhütung als gemeinsame Aufgabe deklarierten - eine Antwortmöglichkeit, die bei Pross noch nicht vorgesehen war. Dabei ließen sich deutliche soziale Unterschiede ausmachen: „Je jünger und gebildeter sie sind, um so mehr plädieren sie auch für eine gemeinsame Verantwortung beider Partner. Männer mit erwerbstätigen Partnerinnen stimmen häufiger für die Gemeinsamkeit als Männer mit nicht-erwerbstätigen Partnerinnen“ (ebd., S. 131). In einer zeitgleichen, aber nicht repräsentativen Studie von Barth und Strauß (1986) gaben nur 10 % an, dass die Frau für die Verhütung verantwortlich sei und begründeten dies überwiegend mit besseren Verhütungsmöglichkeiten von Frauen. Bei einer Befragung männlicher Besucher des Hamburger Familienplanungszentrums gaben alle 37 Befragten an, dass Verhütung eine partnerschaftliche Angelegenheit sei und deswegen Männer und Frauen gleichermaßen zuständig seien (Meyer, Sadrozinski & v. Paczensky 1986). In der Studie von Barth und Strauß (1986) ergab sich allerdings auch, dass Männer die Pille gegenüber anderen Kontrazeptiva deutlich bevorzugen, weil sie gerade Kondome und Coitus Interruptus als sehr störend empfinden - und obwohl sie davon ausgehen, dass die Pille wiederum für die Frau die am stärksten störende Methode ist.

Im Gegensatz zu solch rein subjektiven Präferenzen verweisen einige Studien auf eher rollenbedingte Einflüsse auf das Verhütungsverhalten: Roach (1979) fand gesellschaftliche Erwartungen im Sinne eines Machostereotyps als hinderlich für die Übernahme von kontrazeptiver Verantwortung. Strauß und Barth (1987) und Meredith (1989) schlossen aus ihren Ergebnissen auf die Einflüsse von sexuellen Ängsten, die durch Leistungsanforderungen an männliche Sexualität mitbedingt sind, und MacCorquodale (1984) fand in ihrer Untersuchung das Verhütungsverhalten, und noch mehr die Einstellung zur Verhütung, an die Einstellungen zu Geschlechterrollen gekoppelt. Bei Weinstein und Goebel (1979) zeigte sich die tatsächliche

⁴⁴ So macht z.B. Wu (1996) in einer neueren Übersicht und einem Plädoyer für die Pille für den Mann unbefriedigte kontrazeptive Bedürfnisse von Millionen Männern aus.

Verhütungspraxis signifikant mit den Geschlechtsrollenstereotypen verknüpft. So scheint „weniger männliches“ Verhalten, das auf Gleichberechtigung und Kommunikation zwischen den Partnern zielt, mit partizipativeren Verhütungsverhalten und -einstellungen verknüpft, während mit klassischen Männerbildern häufig Aggressivität und impulsives Verhalten verbunden sind, die einen planenden Einsatz von Kontrazeptiva erschweren. Dass die Ausprägung von Risikoverhalten zumindest Mitursache für mangelndes Verhütungsverhalten ist, ließ sich sowohl bei Jungen (White & Johnson 1988) wie bei Männern (Krishnamoorthy & Trlin 1983) nachweisen. Auf einen weiteren Geschlechtsunterschied machen Ergebnisse von Spencer (1984) und Wittmann und Barth (1988) aufmerksam: Während Frauen und Mädchen sich in ihrem Verhütungsverhalten vor allem an ihren eigenen moralischen Werthaltungen orientieren und deswegen auch hohe kontrazeptive Compliance aufweisen, erleben sich Männer und Jungen stark außengesteuert; d.h. in der Jugend sind sie überwiegend durch ein Set sozialer Muster beeinflusst, der meist keine Verhütungsmoral beinhaltet (Spencer 1984), im Erwachsenenalter richten sie sich nach der Partnerin, wenn sie diesbezüglich klare Anforderungen stellt (Wittmann & Barth 1988). Dies stünde im Kontrast zu einer Untersuchung von Grady, Tanfer, Billy und Lincoln-Hanson (1996), in der 78 % der Männer angaben, dass bei kontrazeptiven Entscheidungen beide Partner die gleiche Verantwortung haben und 15 % mehr Verantwortung auf der männlichen Seite sahen, während Frauen in sonstigen Fragen der Sexualität einflussreicher seien. Allerdings lassen sich hinter diesen Befunden teilweise subjektive Wahrnehmungs- bzw. Darstellungstendenzen vermuten, wie die Ergebnisse einer anderen Studie (Gerrard, Breda & Gibbons 1990) nahe legen: Dort zeigten sich in einer Laborsituation Männer theoretisch zwar dominanter in allen Fragen der Sexualität, die anschließende Untersuchung der alltäglichen Praxis ergab dann aber einen deutlich größeren Einfluss der Frauen bezüglich kontrazeptiver Entscheidungen. Die Bedeutung von partnerschaftlicher Kommunikation weist eine Untersuchung zur Sicherheit natürlicher Verhütung nach (Klann, Hahlweg, Frank, Sottong & Hank 1988). Auf den Zusammenhang von Zugehörigkeit zu höheren Schichten, von ausgeprägter Kommunikation und von Ablehnung von Rollenstereotypen mit einer sichereren Verhütung haben Oeter und Wilken (1981) aufmerksam gemacht.

Diese Untersuchungen beziehen sich durchgängig auf die alten Bundesländer und den anglo-amerikanischen Sprachraum. Auf die ganz eigenen Forschungstradition zu Sexualitäts- und Verhütungsfragen in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik machen Starke und Weller (1999) aufmerksam. Die Spezifik von Familienplanung und Sexualaufklärung ist ausführlich in Stumpe und Weller (1995) dargestellt. Allerdings zeigt ein knapper Vergleich von Weller (1999) auch, dass mittlerweile eine Annäherung von Jugendlichen aus beiden Teilen Deutschlands auszumachen ist. Auf fortbestehende Unterschiede wird weiter unten eingegangen.

Kontrazeptives Verhalten von Männern

Vergleicht man trotz der bei der Beschreibung der Datenlage dargestellten methodischen Heterogenität von Untersuchungen zur Kontrazeption bei Männern die verschiedenen Angaben, zeigen sich erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Untersuchungen, die sowohl den unterschiedlichen Studiendesigns, wie auch der Veränderung im Bewusstsein und im Verhalten geschuldet sein dürften (vgl. Tab. 2).

Tab. 2: Aktuelle Verhütung verhütender Männer: Vergleich der Studien

	BRIGIT- TE-Studie	Barth & Strauß	Schmidt- Tannwald & Kluge	Peter Schmid	Helfferrich & Fichtner	AIDS im öffentlich. Bewusst- sein
Pille	67 %	34 %	43 %	69 %	51 %	59 %
Spirale	10 %	15 %	14 %	-	6 %	10 %
Sterilisation Frau	4 %	5 %	5 %	-	2 %	4 %
Chemische Mittel	-	2 %	1 %	-	0 %	1 %
Diaphragma	1 %	9 %	-	-	1 %	0 %
Natürliche Verhütung	7 %	4 %	8 %	-	6 %	4 %
Coitus Interruptus	6 %	4 %	4 %	¹ 6 %	1 %	2 %
Kondom	11 %	20 %	15 %	43 %	23 %	43 %
Vasektomie Mann	1 %	10 %	8 %	-	2 %	2 %
Anderes	1 %	7 %	10 %	2 %	² 9 %	0 %

¹ „Aufpassen“; ² überwiegend Kondom plus Pille;

Vor allem hat das Kondom - nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Prävention von HIV - als Verhütungsmittel an Bedeutung gewonnen (insbesondere als Einstiegsmethode für jüngere Männer: s.o.). Die häufig diskutierte zunehmende Bedeutung der Vasektomie als Familienplanungsmethode von Männer (z.B. Munding 1996; Bohne 1997) lässt sich anhand dieser Zahlen nur schwer bestätigen. Auf beide Aspekte soll weiter unten noch eingegangen werden.

Schicht- bzw. Milieuspezifik von Kontrazeption

Neuere Untersuchungen zum Zusammenhang von Schicht- oder Milieuspezifik mit männlichem Kontrazeptionsverhalten liegen nicht vor. Allerdings stellt eine Studie der BZgA (1998c) fest, dass die Verhütungsberatung durch die Eltern bei Jungen deutlich von der Bildung der Mutter abhängt: Der Anteil der beratenen Jungen steigt von 24%, wenn die Mutter die Volksschule nicht abgeschlossen hatte, auf 64%, wenn die Mutter Abitur hatte (bei den Mädchen spielte die Bildung der Mutter keine große Rolle).

In einer älteren Studie hatten Oeter und Wilken (1981) festgestellt, dass soziale Unterschiede die Verwendung von Verhütungsmethoden und damit deren Sicherheit eklatant beeinflussen. Die Art der Verhütung war danach insbesondere mit dem Alter der Befragten, dem Schulabschluss, der Kirchenbindung, der Wohnortgröße und dem beruflichen Status verknüpft. Insbesondere machten sie darauf aufmerksam, dass sozial benachteiligte Gruppen über eine geringere Fähigkeit zur Übernahme von Innovativem verfügen, und somit dem Alter in diesen Gruppen eine hohe Bedeutung zukommt. Auch die zwei Studien Mitte der 80er Jahre zeigen Schichtspezifika auf: So fanden Metz-Göckel und Müller (1986), dass Akademiker und Männer berufstätiger Frauen deutlich breitere Erfahrungsspektren an verschiedenen Kontrazeptiva aufwiesen als andere Gruppen. Außerdem war die jüngere Altersgruppe signifikant besser über Kontrazeptiva informiert als die ältere. Deutliche Alterseffekte berichten auch Strauß und Barth (1988): Die Gruppe der 25- bis 30-jährigen kannte sich deutlich besser bei natürlichen Verhütungsmethoden und Diaphragma aus als jüngere und ältere Männer; sie zeigte auch eine größere Bereitschaft, sich an Verhütung zu beteiligen. Beides spricht für einen Einfluss der in den Modellen zu sozialen Milieus wichtigen Variable Alter und partiell auch für differentielle Effekte von Bildungsniveau und beruflicher Position. In einer neueren Un-

tersuchung aus dem Jahre 1990 zur Jugendsexualität lassen sich zumindest für die Altersgruppe der untersuchten 16- bis 17-jährigen sozialstrukturelle Einflussfaktoren ausmachen (Schmidt & Kurrat 1993): Bei Jungen haben sowohl die soziale Herkunft, als auch die Schulbildung Einfluss auf die Sexualität; die Koituserfahrung fällt in höheren Sozial- und Bildungsschichten geringer aus. Außerdem fand sich eine Ablehnung von traditionellen Rollenverteilungen eher bei den Jungen mit höherer Schulbildung. Nachweisbare milieuspezifische Unterschiede im reproduktiven Verhalten (vgl. Burkart & Kohli 1992; Burkart 1994; Nauck 1995) machen ähnliche Spezifika in der Kontrazeption zumindest wahrscheinlich. Nicht zuletzt verweist die aufgezeigte unterschiedliche kulturelle Verbreitung von Kontrazeptiva auf solche Zusammenhänge, und auch die differentielle partnerschaftliche Bedeutung von Methoden legt deren Zusammenhang mit Partnerschaftsstilen nahe, die zwischen sozialen Milieus differieren. Insbesondere in der Untersuchung von Helfferich und Fichtner ergaben sich deutliche Indizien für die Milieuspezifik von solchen Partnerschaftsstilen und von Kontrazeption von Männern (Fichtner 1999; Fichtner 2001).

2.4 Kondomnutzung und HIV-Prävention

Vor allem im Zusammenhang mit der Prävention von HIV nahm die Verwendung von Kondom in den letzten Jahren wieder zu (zur Bedeutung des Kondoms beim ersten Geschlechtsverkehr: s.o.). In der Untersuchung der BZgA (1998d) konnte darüber hinaus gezeigt werden, dass die Kondomanwendung im Zeitvergleich zwischen 1991 und 1996 stabil ist, dass allerdings mit zunehmendem Alter - der Altersrange reichte hier von 16 bis zu 24 Jahren - das Kondom als hauptsächliches Verhütungsmittel an Bedeutung verliert. In der ältesten Altersgruppe wird das Kondom nur noch von 23 % als wichtigstes Mittel genannt, während es die jüngsten befragten Männer und Frauen noch zu 39 % nannten. Dies hängt damit zusammen, dass in festen Beziehungen schon beim Übergang vom ersten zum zweiten Geschlechtsverkehr vermehrt (nur noch) mit der Pille als einzigem Mittel verhütet wird (BZgA 1998a).

Ergebnisse von Fichtner und Helfferich (Fichtner 1999) zeigen, dass Kondome vor allem in sexuellen Beziehungen außerhalb einer festen Freundschaft oder Ehe eine wichtige Rolle spielen, wohingegen in Freundschaften die Pille größere Bedeutung hat. Die Untersuchung spricht dafür, dass bei sexuellen Kontakten mit noch nicht so gut bekannten Partnern Kondome sowohl zum Schutz gegen sexuell übertragbare Krankheiten und gegen unerwünschte Schwangerschaften in den 90er Jahren eine wichtige Bedeutung erlangen, mit zunehmendem Alter der Befragten und Festigung der Partnerschaften dann diese Bedeutung aber teilweise auch wieder verlieren. Grundsätzlich weisen Männer heute damit aber eine größere Erfahrung mit Kondomen auf als die Generationen davor: In der Altersgruppe unter 30 Jahren haben in der neuesten Erhebung zu „AIDS im öffentlichen Bewusstsein“ (vgl. Forsa 2000) nur 4 % keine Erfahrung mit Kondomen. Der prozentuale Anteil steigt in den Altersgruppen aber kontinuierlich und beträgt bei den über 60-jährigen Männern 18 %. Und relativ unabhängig von Alter und auch Bildungsfaktoren geben rund 80 % der Männer an, dass durchaus auch die eigene Beteiligung an der Aufgabe der Empfängnisverhütung ein wichtiger Aspekt bei einer Verwendung von Kondomen ist.

2.5 Männliche Sterilisation

Vasektomie ist die sicherste Möglichkeit männlicher Kontrazeption und sie wird international sehr häufig zur Familienplanung eingesetzt. Mit circa 60 Millionen vasektomierten Männern weltweit liegt die Zahl ebenso hoch wie die der Pillen-Anwenderinnen (Bohne 1997), wobei erhebliche kulturelle Unterschiede auszumachen sind: In Neuseeland sind z.B. 23 % der Männer vasektomiert, in den USA und Großbritannien circa 10 %. Die BRD liegt mit maximal 3 % im internationalen Vergleich weit hinten (vgl. Nieschlag & Knuth 1996; Bohne 1997), wobei allerdings auch innerhalb Deutschlands ein deutlicher Ost-West-Unterschied auszumachen ist: Männer aus den neuen Bundesländern sind deutlich seltener vasektomiert als Männer aus den alten Bundesländern (BZgA 2001). Allerdings wird auch hier von einer zunehmenden Verbreitung ausgegangen und bundesweit die Zahl der jährlichen Vasektomien auf 25.000 - 50.000 geschätzt (vgl. Munding 1996). Die kontrazeptive Sicherheit des Verfahrens wird mit einem Pearl-Index von deutlich unter Eins angegeben und die operativen Risiken sind eher gering einzuschätzen.

Neuere Zahlen sprechen von 3-6 % vasektomierter Männer mit Refertilisierungswunsch, wobei je nach Art der Vasektomie diese in bis zu 50 % der Fälle erfolgreich durchgeführt werden kann (vgl. Teichmann 1991; Nieschlag & Knuth 1996; Bohne 1997). In der BRD ist der Eingriff bei Volljährigen erlaubt, viele Ärzte stimmen der Operation aber nur zu, wenn der Mann mindestens 35 Jahre alt ist und bereits Nachwuchs hat (vgl. Munding 1996). Auf eine unbefriedigende Thematisierung der Vasektomie in der Andrologie und Urologie macht besonders Bohne (1997) aufmerksam, der zeigt, dass das Verfahren in einschlägigen Fachbüchern zum Teil gar nicht behandelt oder der operative Eingriff falsch dargestellt wird. In der Untersuchung von Strauß und Barth (1988) nimmt die Vasektomie bei der Frage „Welcher Methode würden Sie den Vorzug geben?“ den vierten Rang ein und liegt damit zwar deutlich hinter der Pille, aber ungefähr gleich mit dem Kondom und der Spirale und erheblich vor allen anderen Verfahren. Als störend wird die Methode nur in Ausnahmefällen eingestuft, allerdings auch nur als durchschnittlich angenehm. Die Endgültigkeit des Schrittes und der Verlust der Fertilität wird von der Mehrzahl der Männer als Hauptargument gegen diese Methode angeführt (Barth & Strauß 1986).

Wegen der stark eingeschränkten Reversibilität ist von der Notwendigkeit einer psychologischen Beratung und einem hohen symbolischen Gehalt der Vasektomie auszugehen (vgl. Goebel, Ortmann & Blattner 1987; Machenbach 1992; Munding 1996; Bohne 1997). Mehrere Arbeiten verweisen auf die Funktion einer geplanten Sterilisation des Mannes im Zusammenhang mit unbewältigten Konflikten. Aus der Beratungspraxis werden genannt: die Lösung einer Ambivalenz bei der sonst ständig gegenwärtigen Entscheidung zwischen Kinderwünschen und sicherer Verhütung; die Bewältigung eines Traumas, das eine reife Entwicklung zur ‚Generativität‘ im Sinne von Erikson verstellt; eine stellvertretende Konfliktlösung während einer als problematisch erlebten Schwangerschaft (vgl. Machenbach 1992); die Lösung sexueller Probleme, die nur auf die schwierige Kontrazeption projiziert wurden; der Ersatz für eine Trennung, zu der sich die Partner aber nicht durchringen können; als Rache an der Herkunftsfamilie, die durch die verweigerte Weitergabe ‚ihres Erbgutes‘ bestraft werden soll; zur Stärkung des Selbstwertgefühls, welches durch den als mutig und progressiv attribuierten Schritt erreicht werden soll (vgl. Goebel, Ortmann & Blattner 1990). Eine Typologie unterschiedlicher Paarkonstellationen ergab sich aus einer Untersuchung an 154 Paaren mit Vasektomiewunsch, wobei fünf Konstellationen mit neurotischer Konfliktverarbeitung einem Typus mit den als notwendig erachteten psychischen und sozialen Ressourcen gegenüberge-

stellt werden (Goebel et al. 1987). Ähnlich wie die Entscheidung zur Vasektomie kann der Wunsch zur Refertilisierung als Zeichen psychischer Reife oder als wiederholter Ausdruck einer eingeschränkten Wahrnehmung gedeutet werden. Eine therapeutische Bearbeitung entsprechender Konflikte kann im letzten Fall darauf zielen, die vollzogene Vasektomierung zu verarbeiten und dann zu akzeptieren (vgl. Goebel 1988). Aus Perspektive der Vasektomie-Beratung hält Munding (1996) mindestens ein Jahr Bedenkzeit und das Vorliegen von verschiedensten Bedingungen (z.B. stabile Beziehungssituation, auseinandersetzungsfähige Partnerschaft, keine sexuellen Probleme, klares Verhältnis zur Herkunftsfamilie, Fähigkeit zur Verarbeitung von Fehlentscheidungen) für notwendig, damit von einer reifen Entscheidung für die Vasektomie ausgegangen werden kann. Außerdem macht er auf mögliche negative Folgen des Eingriffes für die Partnerschaft aufmerksam: Gespräche über Verhütung und Sexualität werden seltener, die regulative Funktion von Empfängnisverhütung für die unterschiedlichen sexuellen Bedürfnisse der Partner muss dann durch andere kommunikative Prozesse ersetzt werden.

3. Kinderwunsch und gewünschte Kinderzahl

3.1 Datenlage

Der Kinder- und Heiratswunsch sowie Familien- und Berufsorientierung sind Themen, die in fast allen größeren Jugend- und Familiensurveys und –untersuchungen im Zusammenhang mit Zukunftsorientierungen aufgegriffen wurden. Vor allem zu erwähnen sind hier der DJI-Jugendsurvey, der 1992 mit N=4.526 Befragten in Westdeutschland und mit N=2.564 Befragten in Ostdeutschland durchgeführt wurde, und die 1999 erhobene Shell Jugendstudie 2000 (N=3.734 West, N=812 Ost). Die Altersgrenzen der Stichproben sind in den beiden Untersuchungen unterschiedlich gezogen. Während die Population des DJI-Jugendsurveys zwischen 16 und 29 Jahren alt war, waren die Befragten der Shell Jugendstudie 15- bis 24-Jährige. Ein deutliches Manko liegt also darin, dass die Ergebnisse nur eingeschränkt vergleichbar sind und stark divergieren. Neben den verschiedenen Altersgrenzen wurden auch unterschiedliche Frageformulierungen und Antwortvorgaben⁵ verwendet. Die Angaben zu den Studien sind zusammen mit Ergebnissen in einer Übersicht im Anhang wiedergegeben.

Mehrere Übersichtsarbeiten weisen darauf, dass vor allem ein Mangel an eigenständigen Untersuchungen zum männlichen Kinderwunsch als psychologischem Konstrukt auszumachen ist (vgl. Bullinger 1983; Kühler 1989; Gloger-Tippelt et al. 1993). Mehr Untersuchungen liegen zur im Erwachsenenalter von Männern gewünschten Kinderzahl vor. Große Studien sind dabei der „Fertility and Family Survey“ des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (Stichprobe: 20- bis 39-Jährige) und der Familiensurvey des DJI (Stichprobe: 18- bis 55-Jährige). Häufig beschränken sich die Auswertungen aber auf die Angaben zur gewünschten Kinderzahl seitens der Frauen.

3.2 Familienorientierung, Kinder- und Heiratswunsch bei männlichen Jugendlichen

Angesichts der unterschiedlichen Frageformulierungen und Antwortvorgaben lassen sich selbst Befragungen, die in dem engen Zeitrahmen von 1992 bis 1994 durchgeführt wurden, kaum vergleichen (alle Angaben zu den Studien und den Ergebnissen siehe Übersicht im Anhang). Tendaussagen sind nicht möglich (auch die Shell-Jugendstudie als Wiederholungsstudie verwendet in beiden Erhebungen 1985 und 2000 nicht identische Frageformulierungen; Fuchs-Heinritz 2000). Dennoch gibt es gemeinsame Tendenzen.

- Wurde die gewünschte Kinderzahl abgefragt (Deutsche Shell 2000; Hoffmann-Lange 1995; BZgA 1995), so wünschten sich männliche wie auch weibliche Jugendliche am häufigsten zwei Kinder. In Ost und West sind es etwa die Hälfte derjenigen, die Vorstellungen über ihren Kinderwunsch haben. Die Ergebnisse zur Häufigkeit des Wunsches nach nur einem Kind und nach drei und mehr Kindern divergieren zwischen den „großen“

⁵ Fragen lauten z.B.: „Möchtest Du einmal Kinder haben?“ (Shell 1985) oder „Wie viele Kinder möchtest Du einmal haben?“ (Shell 2000). Als Antwortkategorien werden „weiß nicht“, „Ich habe bereits ein Kind“ oder „bin/meine Freundin ist schwanger“ vorgegeben. Der Kinderwunsch ist dichotom mit „Ja“/„Nein“ oder über die gewünschte Kinderzahl anzugeben

Untersuchungen Shell-Studie 2000 und DJI Jugendsurvey um 7% bis 10% und lassen gegensätzliche Schlüsse zu.

- Die Anteile der jungen Männer, die kein Kind wollen, liegen prozentuiert auf die Gesamtgruppe (die Angaben in Klammern sind bezogen auf die, die sich über ihren Kinderwunsch im Klaren waren) in den alten Bundesländern zwischen 10% und 14% (zwischen 13% und 25%), in den neuen Bundesländern zwischen 6% und 10% (zwischen 8% und 19%). Reißig (1999) etwa fand bei den ostdeutschen Teilnehmer der Leipziger Längsschnittstudie, dass die 21-jährige Männer häufiger kinderlos bleiben wollten als ihre Altersgenossinnen und öfter noch als die 18-jährigen statt zwei Kinder lediglich eins wollten.
- Generell haben junge Männer im Westen eine größere Distanz zu einem Kinderwunsch als junge Männer im Osten.
- Junge Männer haben etwas häufiger keinen Kinderwunsch als junge Frauen, die Unterschiede sind aber nicht sehr groß⁶. Der Anteil der jungen Männer, die kein Kind wollen, liegt zwischen 1% niedriger bis 5% höher als die entsprechenden Anteile bei den jungen Frauen, sofern man auf die ganze Gruppe prozentuiert⁷. Die Unterschiede werden deutlicher, wenn man diejenigen außer Betracht lässt, die sich bezüglich ihres Kinderwunsches unsicher sind, denn diese Gruppe ist bei den Männern größer. So berechnet, stellt der DJI-Jugendsurvey speziell für den Osten eine Differenz von 11% zwischen Frauen und Männern fest – was als deutliche Veränderung gewertet wird: Gegenüber Befunden aus der Zeit der DDR haben unter den jungen Männern der Anteil derer, die kein Kind wollen, und die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, was den Kinderwunsch angeht, zugenommen. Ausgehend von einer früheren starken Ähnlichkeit des Kinderwunsches haben sich die jungen Männer stärker verändert als die jungen Frauen.
- Deutlicher ist ein anderer Unterschied zwischen jungen Frauen und Männern: Junge Männer sind sich deutlich unsicherer als junge Frauen, ob sie Kinder wollen. Der Anteil an männlichen Jugendlichen, die noch nicht wissen, ob sie Kinder wollen, liegt zwischen einem Fünftel (Deutsche Shell 1985 und 2000: 15-24-Jährige) und über der Hälfte (53%, DJI 1992: 16-29-Jährige).

Aussagen zu Bildungsunterschieden sind schwer zu vergleichen, weil die Antwortkategorie „weiß nicht“ beim Kinderwunsch uneinheitlich einbezogen wurde und entsprechende systematische Auswertungen nach Geschlecht und unter Berücksichtigung intervenierender Variablen fehlen. Aussagen zu einer geringeren Familienorientierung bei männlichen Jugendlichen mit einer niedrigen Qualifikation stehen Aussagen gegenüber, die für diese Gruppe eine allgemeine Akzeptanz („Kinder gehören dazu“) beschreiben und die größere Distanz zu Kindern

⁶ In der Untersuchung von Nöstlinger und Wimmer-Puchinger (1994) bei 16- bis 17-Jährigen in Österreich liegt der Anteil der jungen Männer, die kein Kind möchten, etwas niedriger als der bei den jungen Frauen (sowohl unter Einbezug als auch unter Ausschluss derer, die noch nicht wissen, ob sie Kinder wollen); siehe Übersicht im Anhang.

⁷ Nur für die BRD fand Löhr (1991), dass sich unter den 18- bis 19-Jährigen junge Frauen häufiger kein Kind wünschten als junge Männer. In der Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen hatten dann wieder die Männer häufiger keinen Kinderwunsch.²

(„Will später keine Kinder haben“) bei männlichen Jugendlichen mit langer Ausbildung finden.

Gemeinsamkeiten bestehen aber dahingehend, dass junge Männer in größerem Maß wie junge Frauen keine Kinder möchten oder noch nicht wissen, ob sie welche möchten. Dies betrifft nicht nur die ganz jungen Männer. Anders als bei gleichaltrigen Mädchen nahmen in der Untersuchung der BZgA 1994 (BZgA 1998a) in der Spanne von 14 bis 17 Jahren weder die Unklarheit bezogen auf Kinder noch die Ablehnung von Kindern ab. Der Shell-Jugendstudie 2000 zufolge hatten die 22-24-jährigen Männer über alle Schulniveaus und Tätigkeitsgruppen hinweg die höchsten Anteile der Ablehnung von Kindern (19% bzw. 20%) (Fuchs-Heinritz 2000). Dies kann auch die hohen Angaben zur Ablehnung von Kindern im DJI-Jugendsurvey erklären, der eine vergleichsweise ältere Gruppe junger Männer (bis 29 Jahre) einbezog. In der Altersgruppe der 27- bis 29-Jährigen hatten 40% der westdeutschen und 29% der ostdeutschen Männer noch nicht entschieden, ob bzw. wie viele Kinder sie sich wünschen (Gille, Kleiner & Ott 1995).

Die Berufsorientierung verändert sich bei jungen Männern im Laufe der Entwicklung nicht (Deutsche Shell 2000). Generell gilt, dass Berufsorientierung kein Privileg der männlichen Jugendlichen mehr ist – bis zu dem Alter, in dem sich die Frage von Kindern konkret stellt und junge Frauen ihre Berufsorientierung zurücknehmen (Fritsche & Münchmeier 2000).

Konsistent über alle Altersgruppen ist aber die Familienorientierung von männlichen Jugendlichen niedriger (Deutsche Shell 2000; Gille, Kleiner & Ott 1995). Dies ist insofern brisant, als bei Mädchen die ohnehin höhere Familienorientierung bis zum Alter von 24 Jahren noch zunimmt (Fritzsche 2000). Die „Scherenbewegung“ bei jungen Männern und Frauen im Alter von 22 bis 24 Jahren, von der in der Shell-Studie gesprochen wird (Fuchs-Heinritz 2000) beinhaltet demnach, dass die Familienorientierung ebenso wie der Kinderwunsch bei gleichbleibender Berufsorientierung bei jungen Männern mit dem Alter sehr leicht abnimmt, bei den Frauen dagegen auf Kosten der Berufsorientierung deutlich zunimmt.

Eine weitere Divergenz liegt darin, dass bei den 15- bis 24-jährigen Männern (Deutsche Shell 2000) der Wunsch nach beruflicher Selbständigkeit mit der Zahl der Kinder, die gewünscht werden, zunimmt. Unter den Frauen haben aber in einem gegenläufigen Trend diejenigen, die *keine* Kinder wollen, am häufigsten Vorstellungen von späterer beruflicher Selbständigkeit. Eine analoge Divergenz zeigt sich bei den 18- bis 24-Jährigen: Die männlichen Arbeitslosen sind sehr wenig familienorientiert, die weiblichen recht stark: „Das wird bedeuten, dass die männlichen und die weiblichen Arbeitslosen unterschiedliche Wege aus ihrer Misere vor sich sehen“ (Fuchs-Heinritz 2000, S. 63). Eine Panelstudie, in der 1989 bis 1998 Absolventinnen und Absolventen beruflicher Ausbildung in ihrem Familiengründungsprozess begleitet wurden (nur West), berichtet über die Familienplanung der noch kinderlosen jungen Männer: „Der Kinderwunsch ist umso sicherer und zeitlich konkreter geplant, desto höher die Karriereressourcen sind und desto weiter fortgeschritten die berufliche Etablierung ist“ (Schaeper & Kühn 2000, S. 131); Frauen des Typus „berufszentrierte Aufstiegsorientierte“ schoben die Familiengründung dagegen auf. Und während geringe Karrierechancen, Arbeitslosigkeit und beruflicher Abstieg die Neigung der Frauen zur Familiengründung erhöhten, ließ sich ein entsprechender Effekt bei den jungen Männern nicht nachweisen.

Auch der DJI Jugendsurvey stellte fest, dass der Faktor Arbeitslosigkeit „zu einer Polarisierung zwischen den Geschlechtern beiträgt“ (auch unter Kontrolle der Bildung) (Gille 1995, S.

146). Arbeitslose stimmten deutlich stärker traditionellen Geschlechtsrollenvorstellungen zu, insbesondere was ein Ausscheiden von Müttern aus dem Erwerbsbereich angeht.

Gefragt, ob sie später einmal heiraten wollen, antworteten 1994 41% der 14- bis 17-jährigen Jungen, sie wüssten es nicht (West: 42%, Ost: 40%) und 9% (West: 10%, Ost: 7%) mit Nein. Damit lagen die Werte für Unsicherheit und für Ablehnung über denen der Mädchen (Ablehnung West: 11%, Ost: 6%, Unsicherheit: West 33%, Ost: 35%) (BZgA 1998a). Der Shell-Jugendstudie zufolge unterscheiden sich weibliche und männliche Jugendliche nicht in der Präferenz (zukünftiger) Lebensformen. 74% der männlichen Befragten (15- bis 24-jährig) konnten sich vorstellen, in einer vorehelichen Lebensgemeinschaft nach dem Auszug aus dem Elternhaus zu leben, 43% zu heiraten und von da an zusammen zu leben. Das Leben in einer Wohngemeinschaft käme für 31% in Frage (Fuchs-Heinritz 2000).

Während auf diese Weise die Vorstellungen von der Art des Zusammenlebens kaum zwischen den Geschlechtern divergieren, zeigt die DJI-Jugendstudie deutliche Differenzen, was die Einstellungen zur Geschlechtsrolle angeht vor allem in den neuen Bundesländern. Dem Item „Auch wenn die Frau arbeitet, sollte der Mann der Hauptverdiener sein und die Frau sollte die Verantwortung im Haushalt tragen“ stimmten im Osten 50% der Männer und 23,6% der Frauen zu, dem Item „Wenn Kinder da sind, soll der Mann arbeiten gehen und die Frau zu Hause bleiben und die Kinder versorgen“ 49,5% der Männer und 27% der Frauen (Gille 2000)⁸. Der Anteil der Männer – aber auch Frauen – mit traditionellen Einstellungen ist in den unteren Bildungsgruppen am größten. Die Differenz zwischen Männer und Frauen beträgt bei denen mit Haupt- und mit Realschulabschluß in Ost und West zwischen 20 und 33 Prozentpunkten, mit 12 bis 15 Prozentpunkten liegt sie bei AbiturientInnen nicht ganz so hoch.

Insgesamt zeichnen sich Konfliktpotenziale ab: Junge Männer mit einem niedrigen Bildungsabschluss sind wesentlich traditioneller als Frauen aller Bildungsgruppen bezogen auf die Geschlechtsrollen, haben aber einen unsicheren Kinderwunsch. Der Zusammenhang beider Aspekte wurde bislang nicht untersucht.

3.3 Gewünschte Kinderzahl und Kinderwunsch bei Männern

Der übergreifende Trend gilt für Frauen und Männer und in Ost wie in West: Im langen historischen Rückblick erweist sich der Kinderwunsch im Sinne der durchschnittlich gewünschte Kinderzahl als erstaunlich konstant. Die schwache Abnahme hängt damit zusammen, dass der Wunsch nach mehr als zwei Kindern abnahm; im Zuge dieses Prozesses verfestigt sich die Norm der Zwei-Kinder-Familie sogar (Kiefl & Schmid 1985). Die Veränderungen der realisierten Kinderzahl kontrastieren mit dieser Konstanz des Kinderwunsches (s.u.).

Alle Untersuchungen bestätigen die Dominanz der Norm einer Zwei-Kinder-Familie – im Osten noch stärker als im Westen und bei Männern stärker als bei Frauen (für die BRD 1988 s. Löhr 1991). Dies verträgt sich mit der Aussage, dass bezogen auf die durchschnittlich gewünschte Kinderzahl der Kinderwunsch der Männer niedriger liegt als der der Frauen: Die niedrigere Durchschnittszahl kommt gerade dadurch zustande, dass Männer ebenfalls häufig zwei Kinder, aber häufiger keine und seltener mehr als zwei Kinder wollen.

Im Rahmen der Erhebungen des deutschen „Fertility and Family Survey“ (FFS) wurden auch

⁸ Die Rolle des Hauptverdieners wurde von Männern im Osten stärker betont als von den Männern im Westen; dem 2. Item stimmten Männer aus dem Westen häufiger zu.

Männer zur bereits realisierten und zur zusätzlich gewünschten Kinderzahl befragt (Pohl 1995). Obwohl die befragten 20- bis 39-jährigen Männer zum Zeitpunkt der Befragung durchschnittlich deutlich weniger bereits vorhandene Kinder angaben als die gleichaltrigen Frauen - im Westen 0,7 Kinder, im Osten 1,2 gegenüber 1,0 bzw. 1,4 der Frauen - lag die Zahl der zusätzlich gewünschten Kinder entsprechend höher, so dass sich für alle vier Gruppen eine durchschnittlich erwartete Kinderzahl von 1.8 ergab.

Es ist davon auszugehen, dass sich die gewünschte Kinderzahl im Lebenslauf verändert: Kiefl & Schmid (1985) stellten in einer Übersichtsarbeit fest, dass Jugendliche niedrigere Kinderwünsche und mehr gewünschte Kinderlosigkeit angaben als Erwachsene und dass die Wünsche im Lebenslauf umdefiniert werden (ebd., S. 245 und 247). In den nichtehelichen, kinderlosen Partnerschaften der unter 35-jährigen Männer (Vaskovics & Rupp 1995) im süddeutschen Raum gaben 14% der Männer (Angaben in Klammern Frauen: 17%) an, sie wüssten noch nicht, ob sie Kinder wollen. 9% (8%) wollten keine Kinder. Ein Kind wollten 3% der Männer (5%), auf die Kategorie „ein bis zwei“ und „zwei“ Kinder entfielen 47% (46%) der Angaben. Zumindest für die alten Bundesländer wurde festgestellt, dass mit steigendem Lebensalter Frauen und Männer, die keine Kinder haben, auch keine Kinder mehr wünschen (Löhr 1991). Höpflinger (1991) weist auf Umdefinitionen im Sinne sozialer Erwünschtheit hin.

Den Auswertungen des FFS zufolge werden auch unter ungünstigen ökonomischen Bedingungen von Frauen und Männern Kinder gewünscht und das Haushaltsnettoeinkommen beeinflusst den Kinderwunsch nicht unmittelbar (Roloff 1995). Löhr stellte für die alten Bundesländern fest, dass mit höherer Schulbildung in den alten Bundesländern häufiger keine oder drei und mehr Kinder gewünscht werden (Polarisierungstendenz); eine ähnliche Polarisierung ist mit der Herkunft aus den alten Bundesländern verbunden verglichen mit den neuen Bundesländern, in denen häufiger ein oder zwei Kinder gewünscht wurde. Ansonsten fehlen auch für Erwachsene differenzierte Auswertungen zur Entwicklung des Kinderwunsches im Lebenslauf von Männern mit unterschiedlicher Schul- und Berufsausbildung. Ob es überhaupt einen eigenständigen Kinderwunsch des Mannes gibt, ist in der Literatur nicht unumstritten (vgl. Roeder et al. 1994). Kühler unterscheidet in einer Literaturanalyse neben den bereits dargestellten bevölkerungswissenschaftlichen Untersuchungen vier weitere Forschungsstränge, die mit ihren Beiträgen zu Vaterschaft, Vaterrolle und weiblichem Kinderwunsch Rückschlüsse auf diesen Wunsch bei Männern erlauben (1989):

- Medizinsoziologische Beiträge, die Konflikte bei Schwangerschaftsunterbrechungen, Schwangerschaftsbeschwerden, Ursachen von Kinderlosigkeit und die Bedeutung der Vasektomie untersuchen: Fehlender männlicher Kinderwunsch zeigt sich darin verbunden mit konflikthafter Elternbeziehungen und negativem Vatervorbild; während Schwangerschaften der Partnerin sind auch somatische und neurotische Symptome des Mannes nachweisbar; Sterilität erweist sich u.a. auch als Mittel der Konfliktverarbeitung bzw. Kinderlosigkeit als psychosoziales Arrangement der Partnerschaft und bei Vasektomierten konnten reife von neurotischen Entscheidungen zu diesem Schritt unterschieden werden. Insgesamt sprechen diese Ergebnisse für einen starken, aber nicht rein rational zu bewältigenden Kinderwunsch von Männern.
- Psychoanalytische Ansätze, die umfangreiches theoretisches Erklärungsmaterial zum Kinderwunsch liefern: So ist im Rahmen des Freudschen Phasenkonzeptes von einem zweimaligen Kinderwunsch des Jungen auszugehen: vor der Ausdifferenzierung der Geschlechtsidentität als Wunsch, wie die Mutter, Kinder zu gebären und im Rahmen des

Ödipuskonflikts, wie der Vater, mit der Mutter Kinder zu zeugen. Neben einer Reihe psychoanalytischer Autorinnen beschäftigt sich auch Erikson mit dem Kinderwunsch, allerdings nicht mit dessen Genese, sondern mit der Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung. In der Alternative Generativität versus Stagnation, die die Phase nach der Adoleszenz kennzeichnet, wird Elternschaft zur Bedingung seelischer Gesundheit. Grundsätzlich wird aber in den meisten psychoanalytischen Konzepten Kinderwunsch als genuin weibliches Motiv begriffen.

- Ethnologische Studien untersuchen vor allem Phänomene von Vaterschaftsriten und Couvade, die von expliziten Bräuchen eines Männerkindbettes bis hin zu spezifischen Verhaltensgeboten (Diätvorschriften, Jagd- oder Sprechverbote, Taburäume) reichen. All diese Bräuche deuten auf eine Höherbewertung der männlichen Rolle bei Schwangerschaft und Geburt, als dies in unserem Kulturkreis üblich ist. Gefolgert wird daraus eine - im Vergleich zu Frauen - ebenso intensive Bindung von Vätern an Ungeborene und Neugeborene. Kaum nachzuweisen dürfte allerdings sein, dass hierbei auf anthropologische Konstanten verwiesen wird, die bei uns nur kulturell überlagert sind.
- Schließlich finden sich verschiedenste klinische Beiträge und mythologische Studien zu Gebärneid, die auf die Bedeutung der Gebärfähigkeit für Männer durch die Geschichte der abendländischen Kultur bis in die Gegenwart verweisen.

Grundsätzlich deuten die vorliegenden empirischen Untersuchungen zum männlichen Kinderwunsch darauf hin, dass den eigenen lerngeschichtlichen Erfahrungen in der Ursprungsfamilie eine entscheidende Bedeutung bei der Ausbildung des Kinderwunsches zukommt, diese den Männern aber häufig nicht bewusst sind (vgl. Münkel 1984; Döhring & Kreß 1986; Frick-Bruder & Schütt 1992; Diamond 1995). Virulent werden solche Wünsche besonders in Situationen, in denen ihre Realisation in Frage gestellt wird: Studien zu Schwangerschaftsabbrüchen zeigen, dass Männer Mitsprache bei der Entscheidung einfordern (Meyer et al. 1986; Metz-Göckel & Müller 1986), dass sie sich auch innerlich an dem Konflikt beteiligt fühlen (vgl. Gromus, Orth & Rapp 1996) und dass Entscheidungen gegen eine Austragung stark mit niedriger Bindung an die eigenen Eltern und an die Partnerin verknüpft sind (vgl. Roeder, Sellschopp & Henrich 1994). Untersuchungen zu ungewollter Kinderlosigkeit bei Männern verweisen auf stärkeres Geheimhaltungs- und Verleugnungsverhalten als bei Frauen (vgl. Deipenwisch, Hilse, Oberpenning, Sader & Nieschlag 1994; Oberpenning & Muthny 1996) und deuten auf größere Zweifel über die Beibehaltung der Partnerschaft (vgl. Schulz & Feldmann 1992; Oberpenning & Muthny 1996). In einer Untersuchung an Männern mit unerfülltem Kinderwunsch (Küchenhoff & Könnecke 2000) hat sich ebenfalls zeigen lassen, dass der Wunsch nach Kindern der imaginierten Kompensation eigener Mängel in Kindheit und Gegenwart dienen kann.

Unterschiedliche Motive bei Kinderwünschen von Männer und Frauen machen Stöbel-Richter und Brähler (2000) im Rahmen einer empirischen Erhebung zur Testung zweier Instrumente zu Kinderwünschen aus: Während bei Frauen stärker soziale Stereotype und ein Wunsch nach emotionaler Stabilisierung von Bedeutung war, spielte bei Männern die Angst vor persönlichen Einschränkungen eine wichtigere Rolle. Verallgemeinerbare biografisch retrospektive Analysen zum Kinderwunsch von Männern, der Bedeutung und den Folgen dieses Wunsches in der Lebensplanung liegen weiterhin nicht vor.

4. Partnerschaft und Lebensformen

4.1 Datenlage

Zur Partnerschafts- und Lebensform von Männern bieten amtliche Statistiken, v.a. der Mikrozensus, und das Sozioökonomische Panel eine Quelle verlässlicher Qualität (repräsentative, aktuelle Daten, Wiederholungsbefragungen). Allerdings weisen gerade Haushaltsstatistiken eine Reihe von Unschärfen aus, die kein differenziertes Bild über nachtraditionelle Partnerschafts- und Lebensformen wie etwa Leben als Single oder in Wohngemeinschaften erlauben (z.B. Burkart 1997), ja selbst keine unmittelbaren Schlüsse auf die Zahl der Kinder von Männern zulassen (z.B. Kiefl & Schmidt 1985; Engstler 1998; vgl. Abschnitt 5). So sind auch im Bereich der Beziehung zwischen Vätern und nicht-ehelichen Kindern nur wenige Studien auszumachen, die gerade anlässlich der Diskussion um die „kindorientierte Eheschließung“ (z.B. Matthias-Bleck 1995) eine wichtige Kontrastfolie zu partnerschaftlichen „Normal-„Biografien bieten würden. Schließlich lassen die amtlichen Erhebungen nur wenig Rückschlüsse über Differenzen zwischen unterschiedlichen Milieus zu, obwohl deren Bedeutung im Hinblick auf Normative von Lebensformen unbestritten sind (z.B. Nauck 1995). Eine notwendige, wenn auch unter vielen Aspekten nicht völlig befriedigende Ergänzung stellen deswegen Erhebungen wie der DJI-Jugendsurvey, der DJI-Familiensurvey und eine Reihe von weiteren Untersuchungen mit einer eigenständigen Datenerhebung dar.

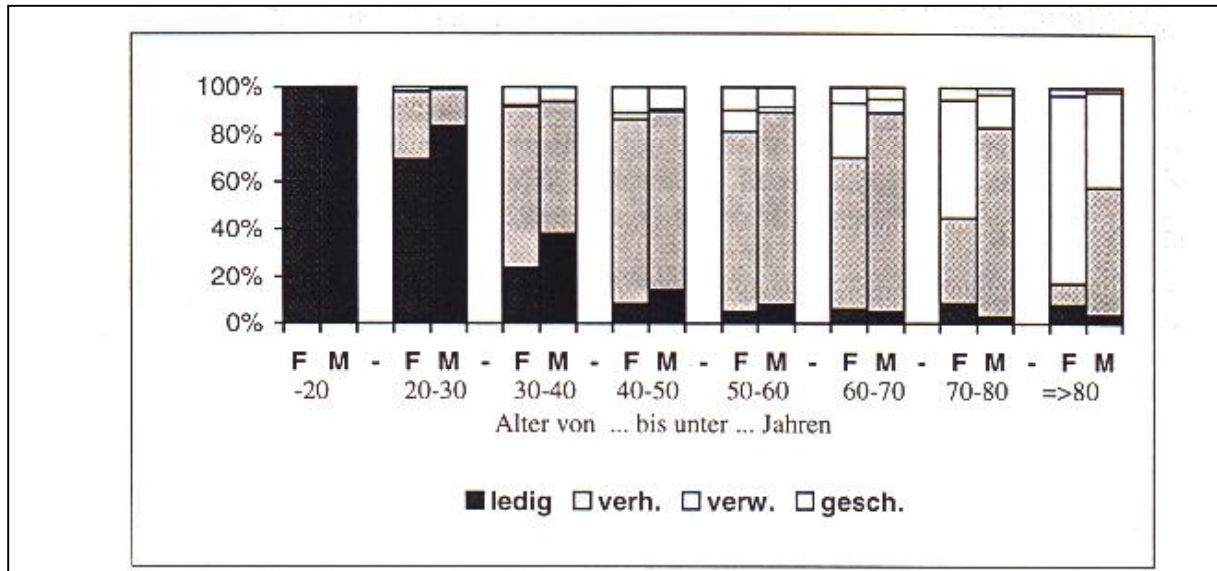
4.2 Partnerschafts- und Lebensformen in Lebensphasen

Generell gilt heute, dass in der erwachsenen Bevölkerung die Ehe die häufigste Form des Zusammenlebens ist. Allerdings gibt es starke Differenzen nach Lebensphasen: Die Ehe ist vor allem eine dominierende Lebensform in einem bestimmten Alter. Üblich ist es geworden, vorher in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zusammen zu leben; auch schließt sich an die Ehe durchaus ein längere Phase des Alleinlebens als verwitweter oder geschiedener Mann an. Das Schaubild auf der nächsten Seite zeigt die lebensphasenspezifisch dominierenden Lebensformen für Frauen und Männer.

Der DJI-Jugendsurvey (Gille, Kleinert & Ott 1995) beschreibt die Entwicklung der Lebensformen der bis zu 29-Jährigen. Bei den Eltern wohnten 1992 von den Befragten 16- bis 29-jährigen jungen Männern immer noch in den alten Bundesländern 46,4%, in den neuen Ländern 53,7% - mehr als bei den Frauen (West: 38,1%, Ost: 39,5%). Auch wohnte ein höherer Anteil allein (West: 26,1%, Ost: 14,2%) als bei den Frauen (West: 20,6%, Ost 8,6%). Da die Studie kurz nach der Wende durchgeführt wurde, können die Ost-West-Unterschiede die unterschiedliche Versorgung mit Wohnraum wiedergeben, die verhinderte, dass in den neuen Bundesländern mehr junge Menschen allein wohnten. Interessant ist aber, dass die Unterschiede zwischen den Frauen und Männern in Ost und West exakt gleiche Ausmaße haben, nur liegen sie auf einem unterschiedlichen Niveau. Zusammengefasst besagen die Unterschiede: Junge Männer wohnen länger daheim und häufiger allein. In der Altersgruppe der unter 30-Jährigen leben deutlich mehr Frauen als Männer bereits mit Kindern - bei einem Partner, allein oder, seltener, bei ihren Eltern – bzw. mit einer geringeren Differenz ohne Kinder mit einem Partner zusammen. Der Anteil der jungen Männer, die allein mit einem

Kind leben, ist bei unter 30-Jährigen mit 0,2% (Ost und West) verschwindend gering (Frauen West 4%, Ost: 6%).⁹

Abb. 1: Familienstand der Bevölkerung 1996 nach Geschlecht und Alter (in Prozent)



Quelle: BMFSFJ (i. Dr.)

Die unterschiedlichen Lebensformen hängen vor allem damit zusammen, dass junge Männer eine Familiengründung später angehen und vorher bei den Eltern oder allein wohnen. Das durchschnittliche Alter beim Auszug aus dem Elternhaus betrug bei Männern 21,5 Jahre, bei Frauen 20,5 Jahre. Insgesamt sind somit zwei Faktoren für die Verschiebung der Abfolge der biografischen „Meilensteine“ - Auszug aus dem Elternhaus, Allein leben, gemeinsamer Haushalt in nichtehelicher Gemeinschaft, Heirat, Kinder - in ein höheres Alter verantwortlich: Geschlecht und Region. Im Osten und für Frauen ist diese Sequenz vorverlagert. So wird die Reihenfolge, aufgereiht nach der „Gestrecktheit“ dieser Übergangsphase¹⁰, gebildet von Frauen Ost (mit dem kürzesten Verlauf), Frauen West, Männer Ost, Männer West (mit dem am meisten gestreckten Verlauf) (ebd.; beim Heiratsalter lässt sich zeigen, dass ein dritter „streckender“ Faktor eine hohe Qualifikation bzw. eine lange Ausbildung ist: s.u.). Zu der Verschiebung der Muster zwischen Frauen und Männern gehört auch, dass Männer deutlich seltener im Alter allein leben: Männer sind häufig älter bei der Heirat und haben eine niedrigere Lebenserwartung, d.h. sie sterben vor ihren Partnerinnen. Von den über 75-Jährigen leben 70% der Frauen, aber nur ein Viertel der Männer allein (Engstler 1997).

Betrachtet man nicht nur die Verbreitung von Lebensformen, sondern die Qualität im Sinne der inhaltlichen Merkmale, wie das Zusammenleben ausgestaltet wird, dann gilt, dass, vereinfacht zusammengefasst, die nichteheliche Lebensgemeinschaft vor allem für die Ausbil-

⁹ Die Angabe gilt für 16- bis 29-Jährige und ist höher wenn man nur die Älteren betrachtet, weil Kinder bei 16- bis 19-Jährigen selten sind.

¹⁰ In der Studie „frauen leben“ wurden „gestreckte“ und „verkürzte“ biografische Übergangsphasen unterschieden und damit ein Begriff der Jugendsoziologie fruchtbar gemacht für die Diskussion reproduktiver Biografien (BZgA 2001).

ungsphase die wesentliche Lebensform von Paaren darstellt (Vaskovics & Rupp 1995), weitgehend durch eine ökonomische Unabhängigkeit beider Partner gekennzeichnet und egalitär angelegt. Erst mit der Weichenstellung, ob diese Lebensform beibehalten wird oder in eine Familie überführt wird, kommt es zu Auseinanderentwicklungen in den Orientierungsmustern, dem Lebensstandard und der Familiensituation und damit zu einer Polarisierung zwischen Familien und Nicht-Familien.

Milieustudien (Burkart & Kohli 1992) zeigen, dass die Vorstellungen von der Paarbeziehung innerhalb der Ehe (z.B. bezogen auf die Aufgabenteilung zwischen den Partnern) differieren. Damit verbunden sind Vorstellungen von der Rolle des Mannes als Ernährer der Familie, die als traditionelles Element v.a. in Arbeiterfamilien des Ruhrgebiets und im südbadischen ländlichen Raum gefunden wurden. Einige neuere Studien zeigen darüber hinaus für die alten Bundesländer allgemein eine hohe Bedeutung der „Ernährerrolle“ und eine Traditionalisierung der Beziehungen im Zuge der Familiengründung (s.u.). In den neuen Bundesländern führt - zumindest aus Sicht der Frauen - die Tradition einer eigenständigen ökonomischen Absicherung von Frauen zu deutlich weniger Vorstellungen komplementärer Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Allerdings zeigte der DJI-Jugendsurvey von 1992, dass die jungen Männer deutlich traditioneller votierten als die jungen Frauen, was z.B. die Rollenaufteilung von Frauen und Männern und die Erwerbsbeteiligung von Müttern angeht (s.o.).

Lebensformen von Männern mit Kindern sind weit überwiegend Lebensformen zusammen mit einer Frau. Von den Ein-Eltern-Familien waren 1996 14,5% Familien mit alleinerziehenden Vätern (auf diese Lebensformen wird in Kap. 4.9 eingegangen).

4.3 Heiratsalter, Heirats-, Trennungs- und Scheidungsgründe

Insgesamt geht die historische Entwicklung auch für Männer dahin, dass die erste Heirat in ein immer höheres Alter aufgeschoben wird bzw. zunehmend weniger überhaupt geheiratet wird. Letzteres gilt für Männer ausgeprägter als für Frauen. Die Heiratsgründe sind im wesentlichen - wie bei Frauen - kindbezogen, wobei zumindest für die alten Bundesländer eine Reihe von Elementen mit einer Heirat verbunden sind, die auf eine stärker komplementäre Definition der Aufgaben des Mannes und der Frau hinweisen. In diesem Zusammenhang spielt die berufliche Konsolidierung für Männer eine besondere Rolle.

Das durchschnittliche Erstheiratsalter von Männern blieb in Ost wie West zwischen 1960 und 1975 in etwa konstant, lag aber im Westen mit 25 bis 26 Jahren etwas höher als in der DDR mit 23 bis 24 Jahren. 1975 beginnt im Westen ein kontinuierlicher Anstieg auf 29,9 Jahre 1995. Im Osten beginnt der Anstieg etwas später (ab 1980) und gewinnt ab 1989 an Tempo. 1995 betrug dort das durchschnittliche Heiratsalter von Männern 28,5 Jahre. Erst Mitte der 90er Jahre beginnen die seit den 50er Jahren zu beobachtenden Abstände von etwa zwei Jahren zwischen Ost und West sich zu verringern. Über den gesamten Zeitraum bleibt aber der Abstand zwischen dem durchschnittlichen Erstheiratsalter von Männern und Frauen in der Größenordnung von etwa zwei Jahren konstant (Engstler 1997).

Tölke konnte sieben Geburtsjahrgänge zwischen 1934-36 als ältester und 1996-98 als jüngster Kohorte vergleichen. und kommt zu dem Ergebnis, dass bei gleichem Schulabschluss Männer in „ungleich höherem Ausmaß eine Eheschließung aufschieben als Frauen.“ (Tölke 1995, 494, vsl. 502f; Auswertung des DJI-Familiensurveys). Dies gilt im übrigen auch für die Elternschaft. Der Aufschub der Familiengründung lässt sich in dieser historischen Spanne

nicht nur als ein Phänomen der besser ausgebildeten Männer und Frauen beschreiben, sondern er hat sich in niedrigere Bildungsgruppen hinein fortgesetzt – auch hier bezeichnet Tölke Männer als die „Trendsetter“ (a.a.O., 503).

Männer heiraten nicht nur später – und damit steigt der Anteil der Ledigen in den jüngeren Jahren, *ein Trend der stärker bei Männern als bei Frauen anzutreffen ist* (vgl. auch Gille, Kleinert & Ott 1995) –, sondern auch der Anteil der Männer, die dauerhaft ledig bleiben werden, steigt kontinuierlich in Ost und West *und zwar deutlich stärker als der entsprechende Anteil bei den Frauen*. Im früheren Bundesgebiet steigt nach einem historischen Tiefstand 1930 dieser Anteil bei den 1960 Geborenen bei den Männern auf (teilweise geschätzt) auf 29%, bei den Frauen auf 20%. In der ehemaligen DDR bzw. den neuen Bundesländern spielt sich eine ähnliche Entwicklung seit 1950 auf niedrigerem Niveau ab: Dort wird der Anteil derjenigen unter den 1960 Geborenen, die voraussichtlich dauerhaft ledig bleiben, bei den Männern 18%, bei den Frauen 10% betragen (Engstler 1997).

Für Männer gilt wie für Frauen: Bei höheren Schul- und/oder Berufsabschlüssen wird in höherem Alter geheiratet und der Ledigenanteil ist größer als bei niedrigeren Abschlüssen (Engstler 1998). Die „allerspäteste“ Gruppe nach Geschlecht, Region und Bildung sind demnach die hochqualifizierten Männer im Westen.

Während aus dem durchschnittlich gleich bleibenden Altersabstand zwischen Mann und Frau nicht unbedingt geschlossen werden kann, dass bei jedem einzelnen Paar dieser Abstand eingehalten wird, weist ein anderes Phänomen auf eine gewisse Traditionalität in den Ehevorstellungen hin:¹¹ die Praktiken der Namenswahl von Ehepaaren. Das Gesetz zur Neuordnung des Familiennamensrechts von 1993 läßt verschiedene Möglichkeiten offen, welchen unterschiedlichen oder gemeinsamen Namen die beiden Partner jeweils wählen können (Barabas & Erler 1994). Nach Matthias-Bleck (1996) wird überwiegend der Name des Mannes gewählt, nur in seltenen Fällen der Namen der Frau. Dies wird damit erklärt, dass die Eheschließung auch heute noch eine „Abgrenzungsfunktion“ habe: Sie signalisiert eine Ablösung aus der Herkunftsfamilie und die Zugehörigkeit zu der neu gebildeten Einheit, der nun die erste Loyalität gehört. Dieser Übergang werde für Frauen durch die Annahme eines neuen Namens symbolisiert.

Welche Gründe haben Männer zu heiraten? Die nicht repräsentative qualitative Studie von Matthias-Bleck (1996) auf Grundlage von 46 narrativen Interviews zeigt jedenfalls, dass bei knapp der Hälfte der befragten Paare Heiratsanträge gemacht wurden und zwar vorwiegend von den Männern. Prinzipiell sollte diese Frage differenziert nach sozialen Milieus beantwortet werden. Nach Burkart und Kohli (1992) ist je nach Milieu eine Eheschließung in unterschiedlichem Maß selbstverständlich bzw. begründungsbedürftig. Allgemein wird auf den auch bei Männern wie bei Frauen engen Zusammenhang von Eheschließung und Erwartung/Geburt von Kindern hingewiesen. Das heißt: Der Schritt von einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft in die Ehe wird vor allem dann getan, wenn ein Kind kommt oder kommen soll.

¹¹ Nach einem Hinweis von Nave-Herz blieb auch der durchschnittliche Unterschied in der Körpergröße bei Ehepaaren erhalten; hierfür konnte aber keine neuere Quelle gefunden werden. Die bleibende Alters- und Größendifferenz zwischen Mann und Frau seien, so Nave-Herz „nur als Relikte aus einer alten patriarchalischen Familienstruktur interpretierbar“ (Nave-Herz 1988, S. 80).

In der Studie von Vaskovics und Rupp (1995) wurden „Partnerschaftskarrieren“ nicht verheirateter Paare über mehrere Jahre begleitet. Die Eheschließung erwies sich wesentlich als Übergangsschritt in einem Prozess, wobei überwiegend bereits vorher beide Partner ohne Trauschein zusammen lebten. Die Heirat fand demnach häufig innerhalb eines „Konsolidierungsprozesses“ statt, der bei Männern wesentlich zum einen die berufliche Laufbahn betrifft, zum anderen die Beziehung zu der Partnerin. In diesem Prozess werden Vorstellungen zur Familiengründung konkretisiert und realisiert, was sich sowohl auf den Schritt der Heirat als auch auf die Entscheidung für Kinder bezieht (ebd.). Bezogen auf den Zeitpunkt der Heirat im Lebenslauf des Mannes wurde – zusammen mit dem Zeitpunkt für die Geburt des ersten Kindes – ein deutlicher Institutioneneffekt beobachtet in dem Sinn, dass vorher die Ausbildung abgeschlossen sein sollte.¹² Die berufliche Absicherung ist notwendige Bedingung, aber sie ist nicht hinreichend: Unter schlechten Lebensbedingungen (geringer Verdienst, nicht abgeschlossene Berufsausbildung) wurde in der Stichprobe weniger geheiratet, aber eine Gruppe lebte unter entsprechend guten Bedingungen und heiratete dennoch nicht (ebd.).

Die qualitative Studie von Matthias-Bleck (1996) aus dem Jahr 1993 für die alten Bundesländer ergab, dass Männer mit der Heirat vor allem eine Absicherung ihrer Position als Vater verbinden. Sie kannten sich aber bemerkenswert wenig mit den entsprechenden rechtlichen Bestimmungen aus. Die Asymmetrie lässt sich auf den Nenner bringen: Väter haben ohne Heirat zwar wie gehabt ihre eigene ökonomische Absicherung, aber keinen garantierten Zugriff auf das Kind, Frauen haben ohne Heirat zwar wie gehabt den Zugriff auf das Kind, aber keine ökonomische Absicherung.¹³ Für die alten Bundesländer zumindest stellt dies das „alte Tauschverhältnis“ dar, das eine „realitätsgerechte Antwort auf die noch immer – vor allem nach der Geburt von Kindern - gegebene strukturelle Ungleichheit zwischen den Geschlechtern“ sei (ebd., S. 78).

Für die neuen Bundesländer liegen weniger Untersuchungen vor. Entsprechende Studien bei Frauen (z.B. BZgA 2001) legen nahe, dass eine Heirat lange Zeit selbstverständlich war – wenn auch nicht gleich beim ersten Kind -, so dass ein entsprechendes Interesse an den individuellen Motiven nicht dringlich war.

Für die umgekehrte Frage, warum Männer nicht heiraten, liegen weniger Aussagen vor. Obwohl weder Jugendstudien (siehe Kap. 3.1), noch die Befragungen nichtehelicher Partnerschaften (Vaskovics & Rupp 1995) eine nennenswerte Verbreitung einer Ehegegnerschaft feststellen konnten, werden mehr als ein Viertel der 1960 geborenen Männer (mit steigender Tendenz für nachfolgende Geburtenjahrgänge) dauerhaft ledig bleiben. Da eine Heirat heute

¹² Während Frauen noch warten wollten, bis sie längere Berufserfahrungen hatten, spielte die Dauer der Berufstätigkeit bei Männern keine Rolle. Frauen, so die Erklärung, bedenken die Absicherung von Rückkehroptionen mit, bei Männern werden keine Berufsunterbrechungen erwartet, daher reicht es, wenn sie eine gesicherte Stelle angetreten haben (Vaskovics & Rupp 1995).

¹³ Die Veränderungen in den Heiratsgründen von Männern sind im historischen Kontext veränderter Rechtsprechung zu sehen, die die Position des nichtehelichen Kindes und seiner Mutter dem Vater gegenüber neu bestimmte. Das Kind ist heute ehelichen Kindern z.B. bezogen auf Erbschaften gleichgestellt, die Mutter-Kind-Beziehung ist aber gegenüber der Vater-Kind-Beziehung privilegiert. Das Heiratsmotiv der „Muss-Ehe“ als moralische Verpflichtung gegenüber der Frau und als Vermeidung der gravierenden Nachteile für das Kind ist weggefallen, neues Motiv für Männer ist die Absicherung der eigenen Beziehung zu dem Kind. Leider fehlen entsprechende Untersuchungen, die – differenzierend für die DDR und BRD – die Rechtsgeschichte, die Entwicklung der Familienformen und Geschlechterbeziehungen in einen Zusammenhang mit den reproduktiven Entscheidungen von Männern aufarbeiten.

eng mit einer Familiengründung zusammenhängt wird auf diese Frage ebenso wie auf die Gründe, Heirat und Geburt des ersten Kindes aufzuschieben, später eingegangen.

Während Männer überwiegend diejenigen sind die Heiratsanträge machen, werden Scheidungen mehrheitlich von Frauen eingereicht. In den alten Bundesländern wurden nur 40%, in den neuen Ländern nur 28% der Scheidungsanträge von Männern eingereicht (Hammes 1997). In einer 1989 durchgeführten Befragung von 130 getrennt lebenden oder geschiedenen Personen fand Schneider (1990) in den eigenen Ergebnissen eine Bestätigung des internationalen Forschungsstandes: Frauen nennen mehr und teilweise andere Scheidungsgründe als Männer. Signifikant seltener wurden von Männern die Belastungsfaktoren „physische und psychische Gewalttätigkeit“, „fehlende Freiräume und Entfaltungsmöglichkeiten“ und „fehlende Akzeptanz von Gewohnheiten und Charakterzügen des Partners“ genannt. (ebd., S. 467). Im internationalen Vergleich wurde festgestellt, dass Männer nicht nur mehr Schwierigkeiten haben, Ausschlag gebende Gründe zu benennen, die zu der Scheidung führten, sondern auch häufiger als Frauen sich nicht sicher waren, „was eigentlich passiert ist“ (ebd., S. 460). Auch bei den Trennungen nichtehelicher Lebensgemeinschaften, die innerhalb des Zeitraumes der Panelstudie von Vaskovics und Rupp erfasst wurden, gaben Frauen mehr Trennungsgründe an und häufiger Gründe, die im kommunikativen Bereich (Miteinander reden, fehlendes Vertrauen, fehlende Achtung, aber auch unterschiedliche Entwicklung und Aggressivität und Gewalt) lagen, während die Männer „weniger empfindsam oder später auf potentielle Krisenzeichen reagieren“ (Vaskovics & Rupp 1995, S. 172), was auch ältere Befunde bestätigen (Nave-Herz 1988).

5. Aspekte der Realisierung von Vaterschaft

5.1 Datenlage

Die realisierte Kinderzahl von Männern zu bestimmen ist kein einfaches Unterfangen (vgl. Kiefl & Schmid 1985): Viele bevölkerungswissenschaftliche Untersuchungen betrachten lediglich die Fertilität von Frauen, um darüber die Bevölkerungsentwicklung zu analysieren und zu prognostizieren (z.B. Birg 1998; Sackmann 1999; vgl. auch Engstler 1998). Darauf, dass die Kohortenfertilität und damit die Kinderzahlen von Männern und von Frauen eines Jahrgangs erheblich voneinander abweichen können und außerdem die tatsächliche Kinderzahl von Männern etwa durch Melderegister und auch Bevölkerungsbefragungen schwieriger zu bestimmen sind, machten schon Dinkel und Milenovic (1992) aufmerksam, die nichteheliche Kinder von Männern in ihre historische Analyse einbezogen.

Die offiziellen Statistiken – gemäß dem Motto, dass die Mutterschaft zu erkennen sei, aber immer eine Ungewissheit bezogen auf die wahre Vaterschaft bleibe – geben häufig nur die Merkmale der Mütter an. So fehlen Angaben zum durchschnittlichen Alter des Vaters bei der Geburt des ersten (ehelich geborenen) Kindes, zur Anzahl der im Haushalt von Männern lebenden Kindern, zur Zahl von Vätern nichtehelich geborener Kindern. Der Übergang in die Elternschaft war Thema in zwei Paneluntersuchungen, die sich allerdings beide auf den Westen bezogen: Im Sonderforschungsbereich 186 „Statusübergänge und Risikolagen im Lebenslauf“ der DFG wurde in Teilprojekten die Entwicklung der reproduktiven und der beruflichen Biografie von AbsolventInnen beruflicher Ausbildungen über neun Jahre mit standardisierten und qualitativen Verfahren begleitet (vgl. Schaeper & Kühn 2000). Eine zweite Panelstudie begleitete in einer bayrischen Region zum Zeitpunkt der Erstbefragung kinderlose nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Partnern im Alter unter 35 Jahren (vgl. Schneider 1996). Aus diesen beiden Studien sowie aus Mikrozensusdaten konnten auch Aussagen zur sozialen Kinderlosigkeit gewonnen werden. Allerdings liegen deutlich mehr und differenziertere Auswertungen zu Frauen vor. Die Ergebnisse fallen daher nicht einheitlich aus und es fehlen Abklärungen zu intervenierenden Variablen und zu biografischen Prozessen, die in einem umfassenderen Modell begründen könnten, warum Männern an einem bestimmten biografischen Punkt keine Kinder wollen und/oder haben.

Ein weiteres Thema in diesem Abschnitt ist die Frage, in welchem Maß Männer Kinder planen bzw. ungeplante Schwangerschaften akzeptieren und in welchem Maß sie bei nichtkonsensuellen Ereignissen in die Entscheidung eingebunden sind. Hierzu, so ist festzustellen, liegen empirische Daten fast ausschließlich zu Frauen vor (BZgA 2001; Begenau & Helfferich 1997; Helfferich & Kandt 1996; Cartwright 1988; Eltern 1979; Münz & Pelikan 1978). Zu früher Vaterschaft liegen Studien vor allem aus den USA aus den 50er Jahren vor, bedeutender für aktuelle Forschungsarbeiten auch im deutschen Sprachraum ist das Phänomen der späten Elternschaft von Männern. Zu diesem Bereich liegen bislang aber nur einzelne und wenig systematische Untersuchungsergebnisse vor, die im Folgenden ebenfalls dargestellt werden sollen. Zunehmendes Engagement von Vätern bei der Erziehung ihrer Kinder gehört ebenfalls zu den aktuellen Themen in der eher populärwissenschaftlichen Diskussion (z.B. Fthenakis 1999), eine beachtliche Zahl von qualitativen und quantitativen Studien zur Verteilung von Hausarbeiten zeichnet hier allerdings eher ein kritisches Bild. Schließlich sind eine Reihe von Einzelbefunden zu Vaterschaft außerhalb traditioneller Vater-Mutter-Kind-

Triaden vorhanden, systematische und zusammenfassende empirische Arbeiten stehen hier aber noch aus.

5.2 Übergang zur Vaterschaft

Es liegen keine verlässlichen Angaben vor, die erfassen, in welchem Ausmaß Männer die Geburt des ersten Kindes aufschieben und in welchem Maß sie – kohortenbezogen - dauerhaft kinderlos bleiben. Daher fehlen Aussagen zum Timing und zur Verbindlichkeit des Übergangs in die Elternschaft.

Insbesondere macht die Erfassung von Vaterschaft außerhalb einer Ehe oder nichtehelichen Partnerschaft Schwierigkeiten. Die historischen Bevölkerungsanalysen von Dinkel und Milenovic (1992) zeigen, dass die Fertilität von Männern der Jahrgänge 1900 - 1930 - wohl durch Vaterschaft mit verschiedenen Müttern - über der der Frauen lag und auch der Anteil kinderloser Männer in diesen Jahrgängen deutlich unter denen der Frauen rangierte. Für spätere Jahrgänge lässt sich eine Umkehrung des Trends nachweisen, aktuelle Daten liegen allerdings nicht vor. Wenn es um die Fruchtbarkeit von Männern geht, ist es sinnvoll, auch auf Daten zu Schwangerschaftsabbrüchen zurück zugreifen.

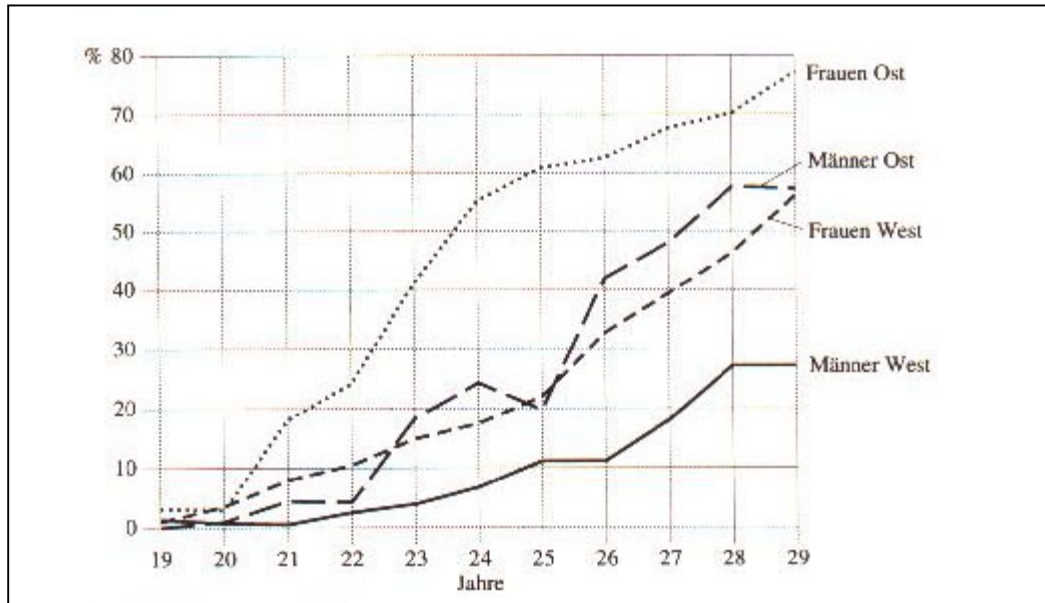
Eine Schätzung des Alters von Männern bei der Geburt des ersten Kindes könnte sich nur auf verheiratete Männer beziehen: Zu dem Alter der Mutter bei der Geburt des ersten ehelich geborenen gemeinsamen Kindes eines Ehepaares (nur dies weist die Statistik aus, nichteheliche Kinder sind gesondert erfasst: Engstler 1998) könnte der durchschnittliche Altersabstand zwischen den Ehepartnern addiert werden. Für 1996 ergibt diese Schätzung ein Durchschnittsalter der Väter von etwa 30 Jahren in den alten und 29 Jahren in den neuen Bundesländern – das bedeutet einen Anstieg von etwa 1,5 Jahren im Westen und 3,5 Jahren im Osten seit 1989.

Bei personenbezogenen Befragungen können anders als bei Haushaltsbefragungen Männer auch angeben, wie viele Kinder sie insgesamt haben, nichteheliche Kinder eingeschlossen. Doch wird häufig nicht ausgewiesen, wie die Frage nach der Kinderzahl formuliert wurde. Zieht man diese Befragungen mit ihren Angaben von Männern zu ihrer Kinderzahl dennoch heran und lässt das Problem der Ungewissheit von Vaterschaft außer Acht, so zeigt z.B. der DJI-Jugendsurvey (Gille, Kleinert & Ott 1995) ähnliche Trends wie sie bereits bei den Übergängen – Auszug aus dem Elternhaus, nichteheliche Lebensgemeinschaft, Heirat - beschrieben wurden. Zum einen werden Männer deutlich später Eltern als Frauen, zum anderen verlagert sich die Elternschaft (für Männer und Frauen) in den alten Bundesländern noch weiter nach hinten als in den Alten. Über die Geschlechter- und Ost-West-Grenzen hinweg kommen so beeindruckende Unterschiede zustande: Im Alter von 29 Jahren haben bereits etwa 80% der Frauen aus den neuen Bundesländern, aber erst 29% der Männer aus den alten Bundesländern mindestens ein Kind (Die Parallelität der Aussagen ist nicht verwunderlich, denn der Entschluss zu einer Heirat und die Geburt eines Kindes hängen im Westen direkter, im Osten mit einer zeitlichen Verzögerung eng zusammen).

Abbildung 2 zeigt, dass vor allem Männer die Geburt des ersten Kindes aufschieben mit der Folge, dass in jüngeren Jahrgängen – deutlich mehr Frauen Kinder haben als Männer. Besonders eklatant ist dies bis zum Alter von 25 Jahren in den neuen und in einem Alter ab 26 Jahren in den alten Bundesländern. Ein Kohortenvergleich für die alten Bundesländer zeigte 1990, dass der Anteil der Männer, die im Alter von 30 Jahren noch keine Kinder haben, kon-

tinuierlich gestiegen ist. Es wird vermutet, dass damit auch der Anteil der Männer, die kinderlos bleiben, wachsen wird (Löhr 1991).

Abb. 2: Anteil der Befragten mit mindestens einem Kind nach Alter und Geschlecht



Quelle: Gille, Kleinert & Ott, S. 34

Dabei gibt es einen Bildungseffekt vor allem in den alten Bundesländern: In allen Altersgruppen, am deutlichsten aber im Alter von unter 30 Jahren, lag der Anteil Kinderloser bei den Männern mit (Fach-)Hochschulreife deutlich höher als bei den Männern mit Volks-/Hauptschulabschluss. Das heißt: Männer mit einer niedrigeren Qualifikation bekommen in jüngerem Alter Kinder. Im Kohortenvergleich zeigt sich, dass bei Männern (und Frauen) der Einfluss der Bildung auf die gewünschte Kinderzahl sich nicht gravierend verändert hat, wohl aber der Einfluss auf die realisierte Kinderzahl bzw. auf das Alter bei der ersten Geburt zugenommen hat (Löhr 1991). Auch die Analysen des FFS besagen, dass die ökonomischen Rahmenbedingungen wenig den Kinderwunsch als solchen beeinflussen, aber von entscheidender Bedeutung für die Realisierung sind (Roloff 1995).

Mehr ist über die Planungsprozesse und über die Familiengründung in einem regulären Rahmen, verbunden mit einer Heirat oder im Rahmen einer nichtehelichen Partnerschaft bekannt. Aktuell wird eine heftige Debatte um den Stellenwert rationaler Kosten-Nutzen-Abwägung für den Übergang in die Familie geführt. Neuere familienökonomische Betrachtungen zur Familien- und Kinderplanung kommen zu dem Ergebnis, dass Familiengründungen auch aus „rationalen“ Gründen für Männer an Attraktivität verlieren. Während klassischerweise eher hochgebildete Frauen durch Mutterschaft hohe negative Humankapitaleffekte zu verschmerzen haben und deswegen auf Kinder verzichten, zeigt sich mittlerweile bei jüngeren Männern eine Annäherung, die ökonomisch gegen eine Vaterschaft sprechen könnte (Brüderl & Diekmann 1994). Eine ebenfalls in dieser Tradition stehende qualitative Untersuchung von Sander (1995) macht deutlich, wie gerade für kindorientierte Männer ein deutlicher Widerspruch zwischen den Ansprüchen an die Ernährerrolle und einer grundsätzlichen Ablehnung des Modells des Feierabendvaters besteht. Als Strategie der Konfliktvermeidung bietet sich die-

sen Männer nur das Aufschieben der Elternschaft, vielleicht sogar der Verzicht auf Nachwuchs an.

Eine Panelstudie im Sonderforschungsbereich 186, bei der 1989/90 bis 1997/98 eine Kohorte von Absolventinnen und Absolventen einer beruflichen Ausbildung begleitet und ihre Berufs- und Familienbiografie erhoben wurde (Schaeper & Kühn 2000, nur Westen), setzte sich kritisch mit familienökonomischen Modellen auseinander und zeigte in den qualitativen Interviews (N=92) unterschiedliche Vorstellungen bzw. realisierte Muster des Übergangs in Familie. Bei einem allgemein bestehenden und nicht rational begründungsbedürftigen Wunsch nach Kindern spielen rationale Erwägungen eher eine Rolle, wenn es um den Zeitpunkt der Realisierung des Wunsches geht (vgl. Schaeper & Kühn 2000). Es wurde auf die generelle Akzeptanz von Familie und Kindern in dieser Gruppe hingewiesen und bei den jungen Männern drei Entwürfe konkretisiert: Das erste Muster ist bestimmt von Karriereambitionen bei vorhersagbarem beruflichen Aufstieg und klaren Vorstellungen zum Timing einer Familiengründung; die Pläne werden mit der Partnerin koordiniert. Eine frühe Familiengründung ist nicht opportun, weil die Realisierung der beiden Aspekte: für die Sicherheit der Familie soll gesorgt sein und der Vater soll Zeit für das Kind haben, eine gefestigte berufliche Position voraussetzt. Das zweite Muster zeigt ein Zweiphasenmodell mit einem anderen Akzent: Erst kommt eine „wilde Zeit“, ab 30 Jahren ist dann ein „sich zur Ruhe setzen“ mit der Vorstellung einer Familiengründung verbunden. Bei dem dritten Muster wird eine frühe Familiengründung angepeilt und, nachdem die notwendigen Ressourcen geschaffen sind, auch realisiert. Diese Muster unterschieden sich insofern von denen der Frauen, als bei Frauen weder das Konzept der Zweiphasigkeit mit einer ersten wilden Phase, noch das Element der vorhersehbaren Berufslaufbahn vorkam. Bei Männern kam dagegen ein Konzept mit einem „Primat Familie“ nicht vor und immer war die Ernährerrolle wichtig. Auch fand sich bei ihnen weder die Vorstellung einer ad-hoc-Entscheidung bezogen auf Kinder, noch das Muster sich zu entscheiden, nicht zu entscheiden (d.h. bewusst ein kontrazeptives Risiko einzugehen).

Dem stehen Untersuchungen zum Übergang zur Elternschaft entgegen, die zu dem Schluss kommen, ein Zielkonflikt zwischen Familie und Beruf bei Männern sei nicht auszumachen (z.B. Birkelbach 1998). Zahn (1999) etwa kann zeigen, dass sich die Anzahl der Kinder nur auf das Erwerbsleben von Frauen auswirkt, nicht aber auf das von Männern. Die „Gradlinigkeit“ der Berufsbiografien von Männern wird von Frauen und von Männern erwartet und eine Aufgabe der Berufstätigkeit steht nicht zur Debatte; lediglich möchten die Partnerinnen mehr Flexibilität in dieser Frage. Eher wird beschrieben, dass sich das berufliche Engagement der Männer nach der Familiengründung verstärkt (Vascovics & Rupp 1995). Meulemann (1995) weist in den Daten von ehemaligen GymnasiastInnen nach, dass Vaterschaft vor allem beschleunigend auf den Berufseintritt von Männern wirkt. Tölke belegt anhand der Daten des DJI-Familiensurveys, dass Männer, die eine Familie gegründet haben, bis zum mittleren Erwachsenenalter beruflich größere Erfolge erzielt haben und zu den „Gewinnern“ des Arbeitsmarktes gehören, verglichen mit Männern ohne Kindern und insbesondere mit Frauen ohne Kinder, die als „Verliererinnen“ des Arbeitsmarktes bezeichnet werden (Tölke 1995, 502).

Gemeinsam haben die Untersuchungen aber die Bestätigung, dass die Ernährerrolle nach wie vor als Verpflichtung empfunden wird. Die Unvereinbarkeit von Familie und Beruf wäre nicht wie bei Frauen daran zu messen, ob alternierende Lebensphasen (Berufsunterbrechung zugunsten der Familienarbeit) zu verzeichnen sind, sondern als Unvereinbarkeit der Ernährer-

rolle mit den Ansprüchen an Vaterschaft zu definieren bzw. als Unvereinbarkeit von Beruf, Familie und Freizeit (das Phasenmodell von „wilder Zeit“ und „zur Ruhe setzen“ könnte als entsprechende sukzessive Vereinbarkeitslösung apostrophiert werden).

Dass der Freizeitbereich immer auch eine Rolle spielt, ergibt sich aus den Beobachtungen, dass trotz eines stärkeren beruflichen Engagements nach der Geburt des ersten Kindes sich das Freizeitverhalten von jungen Vätern - ganz im Gegensatz zu den Müttern - kaum zu verändern scheint (Rost & Schneider 1995).

Aus dieser Perspektive werden Gründe für den Aufschub der Elternschaft aus der Sicht von Männern verständlich. Die Männer legen Wert auf eine sichere berufliche Position, wollen ein ausreichendes Einkommen erzielen. Zum einen setzen die für die Partnerin erwarteten Schwierigkeiten, Beruf und Familie zu vereinbaren, auch die Männer unter Druck, da die Absicherung der Familie stärker auf ihren Schultern ruht. Zum anderen haben Männer auf ihre Weise Ansprüche an Vaterschaft und Ernährerrolle auszutariieren. Beide Aspekte führen dazu, dass die Bedingungen für eine Familiengründung hoch angesetzt werden. Bei der Begleitung der Entwicklungspfade von nichtehelichen Lebensgemeinschaften wurde beobachtet: „Bemerkenswerterweise ähneln sich die Einschätzungen von Männern und Frauen sehr, also auch Männer finden es nicht leicht, beide Bereiche auszubalancieren“ (Vaskovics & Rupp 1995, S. 63). Diese Befunde sollten differenziert für Männer mit unterschiedlichen Schul- und Berufsabschlüssen diskutiert werden, um den möglicherweise unterschiedlichen Wirkungszusammenhängen zwischen Konzeption der Ernährerrolle, der beruflichen Entwicklung, dem Kinderwunsch und seiner Realisierung nachzugehen. Problemgruppen scheinen dabei vor allem einerseits männliche Jugendliche mit schlechten Ausbildungschancen zu sein, bei denen eine Dequalifikation eher die Familiendistanz fördert, andererseits männliche (junge) Erwachsene mit hoher Qualifikation, bei denen die Schere zwischen dem Wunsch nach Kindern und seiner Realisierung am deutlichsten auseinander klafft.

Aus psychologischer Sicht werden in jüngerer Zeit vor allem die Entwicklungschancen der Elternschaft und damit auch die Ansprüche an Vaterschaft betont, während frühere Krisenansätze zur Beschreibung der Familiengründung etwas an Gewicht verloren haben (z.B. Petzold 1995; Olbrich & Brüderl 1995; Schneewind 1995; Gloger-Tippelt 1997). Geschlechtsspezifische Aspekte nehmen hierbei allerdings eine untergeordnete Rolle ein, gleichwohl lassen sich einige Unterschiede festhalten: Männer spüren nach der Geburt vor allem eine höhere Verantwortung, sind bezüglich der partnerschaftlichen Sexualität stärker verunsichert, nehmen aber auftretende Beziehungskonflikte später wahr als die Frauen (Gloger-Tippelt 1997). Als Prädiktoren für den Anpassungsprozess werden bei Männern vor allem die Anteilnahme an der Schwangerschaft, die aktive Beteiligung an Geburts- und Elternschaftsvorbereitung, sowie die subjektive Zufriedenheit mit der Beziehung genannt (Olbrich & Brüderl 1995). Eine intensive Auseinandersetzung mit der Vaterrolle bereits vor der Geburt scheint für die wenigen Männer, die sich hauptsächlich um ihre Kinder kümmern, von entscheidender Bedeutung dafür zu sein, ob die Rollenveränderung nach der Geburt gelingt (Reiche 1997). Subjektive Zufriedenheit mit der Partnerschaft vor der Geburt ist generell ein Indikator dafür, ob die Geburt als belastendes Ereignis erlebt wird. Männer und Frauen, die vorab schon unzufrieden mit der Partnerschaft waren, stuften ihre Partnerschaftszufriedenheit nach der Geburt noch einmal deutlich niedriger ein (Schneewind 1995). Generell gilt allerdings, dass die Betrachtung von einzelnen Variablen und die Beschränkung auf intrapsychische Prozesse mittlerweile eher durch ein Herangehen ersetzt wird, das sowohl Persönlichkeitsvariablen wie

systemische Komponenten in einer ökologischen Perspektive zu integrieren versucht (Schneewind 1995; Petzold 1995).

Mit expliziten Belastungen durch die Vaterschaft in den ersten Jahren setzt sich eine Zahl von psychologischen Untersuchungen auseinander. Wicki, Messerli und Zehnder (1995) konnten zeigen, dass sehr unterschiedliche Faktoren für das Belastungserleben von Frauen und Männern verantwortlich sind: Väter, die sich weniger belastet fühlten, schätzen die Konflikte in ihrer Beziehung geringer, die Vaterschaft als erfüllender und die finanzielle Situation befriedigender ein, bei Frauen waren dagegen stärker alltagsrelevante Bedingungen - wie etwa Entspannungsmöglichkeiten - ausschlaggebend für das Belastungserleben. Eine Untersuchung, in der Väter kurz vor, kurz nach und drei Jahre nach der Geburt befragt wurden, konnte einige der schon dargestellten Ergebnisse anderer Studien bestätigen (Werneck 1997): Die Männer zeigen nach der Geburt ein höheres Maß an sexueller Unzufriedenheit, gerade mit der partnerschaftlichen Kommunikation sind viele Befragte unzufrieden und die Männer berichten von gesteigener subjektiver Verantwortung. Während die Pflege des Babys als nur wenig oder gar nicht belastend erlebt wird - vor allem weil die Väter an diesem Punkt nur wenig involviert waren - zeigte sich ein zunehmender Wunsch nach mehr Kontakt mit Freunden und Kollegen. Insbesondere ungewollte Väter gaben eine hohe Belastung an, insgesamt zeigte sich allerdings auch, dass die Gratifikationen die Belastungen überwiegen. Ein weiterer Gegenstand psychologischen Interesses an werdenden Vätern gilt schließlich dem Couvade-Syndrom (z.B. Kapfhammer & Mayer 1996) als psychosomatische Reaktion von Männern auf die Vaterschaft. Hierbei werden unterschiedliche Einflüsse diskutiert, etwa das regressive Potential des Vaterwerdens, Gebärneid auf die Partnerin oder auch die Rollenverunsicherung.

5.3 Übergang zur Nicht-Vaterschaft - soziale Kinderlosigkeit von Männern

Kinderlosigkeit wird allgemein auf drei Faktoren zurückgeführt:

- auf Umweltbelastungen und Stress – mit steigenden Belastungen steigt auch die ungewollte Kinderlosigkeit,
- auf die verzögerte Eheschließung und die hinausgeschobene Familienbildung – aus „aufgeschoben“ wird „aufgehoben“,
- auf eine geplante individuelle Entscheidung, auf Kinder zu verzichten (Höpflinger 1991).

Auf den ersten Punkt wird im Zusammenhang mit Fruchtbarkeitsstörungen in Kap. 5 eingegangen. Die Unterscheidung der drei Aspekte impliziert, dass zwischen ungewollter, sich ohne dezidierte Entscheidung im Lebenslauf ergebender und geplanter Kinderlosigkeit unterschieden werden könnte, was sicher auf einen Großteil der reproduktiven Lebensläufe nicht zutrifft (siehe BZgA 2001; s.o. zur „Umdefinition“ eines Kinderwunsches im Lebenslauf). Was soziale Kinderlosigkeit angeht, diskutiert Höpflinger die Bedeutung von für Männer statistisch signifikanten Einflussgrößen wie Altersdifferenz zwischen den Ehepartnern, Urbanität und Wertorientierungen. Für das frühere Bundesgebiet fasst er als Befund zusammen, dass Kinderlosigkeit bei Männern „teilweise Ausdruck einer geringen sozialen Integration“ zu sein scheint. „Bei Männern ist der Wunsch, kinderlos zu bleiben, zum Teil mit geringen Ausbildungs- und Berufsaspirationen assoziiert, Kinderlosigkeit kann somit mit geringem sozialen Status assoziiert zu sein, worauf auch die Daten des deutschen Mikrozensus 1986 hinwei-

sen: Je niedriger das berufliche Einkommen des Ehemannes, desto höher ist der Anteil an langjährig kinderlosen Ehen. Inwieweit die verstärkte Erwerbsbeteiligung der Frau bei niedrigem Einkommen des Ehemannes interveniert, ist allerdings unklar“ (Höpflinger 1991, S. 94). Vorgeschlagen wird, Kinderlosigkeit als „Resultat eines allmählichen biografischen Prozesses – der Nicht-Entscheidung für Kinder“ zu interpretieren. „Oft ist es weniger eine Entscheidung gegen Kinder als ein (momentanes) Nicht-Entscheiden-Wollen für Kinder, das schlussendlich zur Kinderlosigkeit führt“, also ein „Übergang zur Nicht-Elternschaft“ (ebd., S. 96). Hierfür fehlen aber gerade was den biografischen Prozess bei Männern angeht – unter Einbezug der Dynamik im Paar – die empirischen Erkenntnisse.

Diese Dynamik erhellt eine Sonderauswertung des „Bamberger Panels“, bei dem nichteheliche Lebensgemeinschaften über mehrere Jahre begleitet wurden. Analysiert wurden die 6% der Stichprobe, die sowohl zu Beginn als auch nach vier Jahren Ehe die feste Absicht hatten, kinderlos zu bleiben, oder die zunächst unentschlossen waren und sich innerhalb der vier Jahre Ehe für ein Leben ohne leibliche Kinder entschieden hatten (Schneider 1996). Bei der Hälfte der 123 Ehepaare wollten beide Partner kinderlos bleiben, bei der anderen Hälfte war einer der beiden – und zwar *fast immer der Mann* – explizit gegen Kinder; die Entscheidung gegen Kinder erwies sich in dieser Konstellation als dominant. Die drei inhaltlichen Faktoren „erwachsenenzentrierter Lebensstil“ mit Unabhängigkeit und Flexibilität, „Berufs- und Karriereorientierung“ und „fehlende Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme“ kamen bei Männern ebenso wie bei Frauen vor. Die Befürchtung, ein Kind könne die Beziehungsqualität beeinträchtigen wurde signifikant häufiger von Frauen vorgebracht. Nur für die Männer ließ sich zeigen, dass die Erfahrung von Scheidung oder Tod in der Herkunftsfamilie den Entschluss zur Kinderlosigkeit beeinflusste. Kinderlose Männer hatten auffallend oft eine schlechte Beziehung zu beiden Elternteilen (für bewusst kinderlose Frauen galt dies nur bezogen auf den Vater; vgl. auch die Übersicht bei Kiefl & Schmid 1985: Negative Kindheitserfahrungen reduzieren den Kinderwunsch bei Männern mehr als bei Frauen).

Generelle Aussagen darüber, wann und ob ein Übergang zur Vaterschaft stattfindet und wie dieser erlebt und bewältigt wird, verbieten sich. Statt dessen scheinen verschiedene Differenzierungen angebracht zu sein: Gerade für die Beschreibung des Übergangs zur Vaterschaft muss zwischen objektiven und subjektiven Veränderungen, zwischen solchen im beruflichen, partnerschaftlichen und im Freizeitbereich und schließlich auch zwischen Männern aus verschiedenen sozialen Milieus mit unterschiedlichen Wertvorstellungen differenziert werden. Eine weitere Differenzierung, die nach dem Zeitpunkt im Lebenslauf, zu dem dieser Übergang stattfindet, soll im folgenden näher betrachtet werden.

5.4 Kinderplanung und Akzeptanz nicht geplanter Kinder bei Männern

Bei Frauen ließ sich zeigen, dass jede zweite ungewollte Schwangerschaft akzeptiert wurde, wobei am häufigsten als Gründe die Änderung der Meinung und die Ablehnung, diese Schwangerschaft abubrechen, genannt wurden (BZgA 2001). Auch Schwangerschaften, die nicht geplant waren, wurden durchaus freudig begrüßt (BZgA 2001). Der Prozess in den Schritten Planung/Kinderwunsch – keine Kontrazeption – freudiges Begrüßen der eingetretenen Schwangerschaft erwies sich somit als nicht grundsätzlich rational strukturiert (Münz & Pelikan 1979).

Es gibt dennoch einige wenige Hinweise, die zusammen getragen werden können. In einer Auswertung des FFS wurde gefragt: „Angenommen, Sie würden (Ihre Partnerin würde) ungewollt schwanger werden. Was würden Sie dann vermutlich tun (Ihrer Partnerin raten)?“ In den Antworten gab es zwischen Ost und West gravierende Unterschiede, aber in beiden Landesteilen weniger Unterschiede zwischen den Geschlechtern. In den alten Bundesländern würden 59,8% der Männer und 64% der Frauen die ungewollte Schwangerschaft austragen lassen bzw. austragen. In den neuen Bundesländern war es umgekehrt: Mehr Männer (49,4%) als Frauen (43,1%) hätten das ungewollte Ereignis akzeptiert. In Ost wie West waren Männer sich in der Frage etwas unsicherer als Frauen (Roloff 1997).

Tab. 3: Hypothetische Akzeptanz ungewollter Schwangerschaft

Von 100% der Frauen/Männer würden selbst bzw. der Partnerin raten:	Alte Bundesländer		Neue Bundesländer	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
... vermutlich das Kind bekommen und behalten	64,0%	59,8%	43,1%	49,6%
... vielleicht die Schwangerschaft abbrechen lassen	8,5%	9,2%	18,0%	16,1%
... sicherlich die Schwangerschaft abbrechen lassen	5,1%	3,6%	22,9%	15,9%
... Ich weiß nicht	20,7%	25,2%	14,8%	17,9%

Quelle: Roloff 1997, S. 74 (FFS)

In einer BZgA-Studie wurden 16- bis 24-Jährige danach gefragt, was sie tun würden, wenn sie jetzt ein Kind erwarteten. Die jungen Männer antworteten etwas unsicherer, d.h. sie gaben öfter als die jungen Frauen „weiß nicht“ an. (BZgA 1995). Nickel (1999) kommentierte die Auswertung dahingehend, dass eine aktuelle Schwangerschaft für die jungen Männer deutlich weniger problematisch wäre als für die jungen Mütter, da sie nicht so stark von dem Ereignis betroffen sind.

Bei der Bamberger Panel-Untersuchung von Paaren (vgl.: Schneewind et al. 1992) wurde ebenfalls nach der Reaktion gefragt, wenn eine Schwangerschaft eintreten würde, und danach ausgewertet, ob die Frauen und Männer gerade die Elternschaft beabsichtigt, den Kinderwunsch aktualisiert oder aufgeschoben hatten oder bewusst kinderlos waren. Leider wurden die Daten für Männer nicht berichtet, aber darauf hingewiesen, dass keine signifikanten Unterschiede nach Geschlecht bestanden. Die Frauen, die den Kinderwunsch aufgeschoben hatten, würden sich zu 51% mit der ungewollten Schwangerschaft arrangieren und zu 32% sich sogar freuen; waren sie bewusst kinderlos, lagen die Anteile derjenigen die sich arrangieren würden mit 39% niedriger und keine würde sich freuen.

Die Untersuchungen haben gemeinsam, dass sich auf die hypothetische Frage hin keine oder nur geringe Unterschiede zwischen Frauen und Männern feststellen lassen, was die Akzeptanz ungeplanter Schwangerschaften angeht. Dennoch kann nicht vorschnell geschlossen werden, dass Männer in gleichem Maß ungewollte reproduktive Ereignisse akzeptieren wie Frauen.

Hier fehlen dringend weitere Untersuchungen, die die Prozesse der „Meinungsänderung“ von „ungewollt/ungeplant“ zu „akzeptiert“ nicht nur anhand hypothetischer Fragen untersuchen.

Ein weiterer von der Datenlage her defizitärer Bereich ist die Kommunikation über ungewollte reproduktive Ereignisse, bei denen Dissens zwischen den Partnern bestehen könnte. In einer Zusammenfassung älterer Arbeiten weisen Kiefl & Schmid (1995) darauf hin, dass Kommunikationsdefizite und irrige Annahmen über den Kinderwunsch des Partners/der Partnerin vorkommen und zitieren eine Studie von 1980, der zufolge Frauen über den Kinderwunsch des Partners besser informiert sind als umgekehrt. Eine baden-württembergische Studie (Landesgesundheitsamt Baden-Württemberg 2000), bei der 409 Falldokumentationen zu Schwangerschaftsabbrüchen aus fünf Beratungsstellen von verheirateten Frauen ausgewertet wurden, ergab, dass 21% von 214 Frauen mit entsprechenden Angaben den Partner nicht über die Schwangerschaft in Kenntnis gesetzt hatten. In 9,4% der Fälle war der Ehemann nicht identisch mit dem Kindsvater. Insgesamt sollte Untersuchungen durchgeführt werden, die entsprechende Fragen der Informiertheit der beiden Partner einbeziehen.

5.5 Frühe und späte Vaterschaft

Frühe Eltern- und damit auch Vaterschaft war ein wesentlicher Forschungsgegenstand der US-amerikanischen Familienforschung der 50er Jahre, der maßgeblich zum Paradigma „Elternschaft als Krise“ beitrug (vgl. Olbrich & Brüderl 1995). Auch wenn die Befunde dieser Forschung mittlerweile bezweifelt werden und mit Befunden konfrontiert werden, die stärker den Entwicklungsanreiz durch Elternschaft fokussieren, finden sich auch in neueren Untersuchungen diverse Problemfelder von Vaterschaft bei Männern unter 20 Jahren: Neben psychischer Unreife, Mangel an bildungsbezogenen Ressourcen und geringeren kommunikativen und edukativen Fertigkeiten wird vor allem betont, dass in dieser Gruppe die Zahl der ungeplanten Schwangerschaften enorm hoch, die ökonomischen Bedingungen besonders schlecht und häufig die soziale Integration der jungen Eltern äußerst mangelhaft ist (vgl. Fthenakis 1999; Marsiglio & Cohan 1997). Trennungen, Drogenabhängigkeit und Straffälligkeit sind unter diesen Vätern deutlich stärker ausgeprägt als bei anderen Familien. Allerdings sind die Ergebnisse aus verschiedenen Untersuchungen keineswegs einheitlich (vgl. Olbrich & Brüderl 1995). Petzold (1994) etwa kommt in einer bundesdeutschen Studie zum Ergebnis, dass gerade zumindest die relativ jungen Väter sich stärker an der Betreuung ihrer Kleinkinder beteiligen, als die älteren. Hierbei zeigten sich allerdings deutliche Effekte zwischen den sozialen Schichten. Schließlich ist junge Vaterschaft in der Bundesrepublik empirisch offensichtlich unbedeutender als etwa in den Vereinigten Staaten, in denen dieses Phänomen breit untersucht ist: Nickel (1999) kam in ihrer Untersuchung von 14- bis 24-Jährigen auf lediglich 3 % Väter, der Anteil der Mütter war viermal so hoch. In einer Studie bei 18- bis 24-Jährigen gaben nur 2,3 % der Männer an, bereits Vater zu sein, dreimal so viele Frauen des gleichen Alters hatten Kinder (BZgA 1998d).

Bedeutender für unterschiedlichste Forschungsansätze scheint derzeit die späte Vaterschaft zu sein, zumal sie mit dem Hinauszögern der Elternschaft und auch der Zunahme von Scheidungen und Wiederverheiratungen deutlich an Gewicht gewinnt. Eine Reihe von medizinischen Arbeiten beschäftigt sich mit den genetischen Risiken, die mit hohem Zeugungsalter einhergehen (z.B. Pitsch 1999; UPM 2000). Häufiger finden sich allerdings sozialwissenschaftliche Untersuchungen, die die Vorteile später Vaterschaft - vor allem für die Familien und die Kinder - betonen. Besonders im Kontrast zu den frühen Vätern scheint in dieser Gruppe die

Zahl der gewünschten und gar geplanten Kindern besonders hoch zu sein, auch wenn auf Seiten der Kinder zu unterscheiden ist zwischen denen, die als letztes Kind einer langen Geschwisterkette geboren werden, die als gewünschter „Nachzügler“ in großem Abstand zu älteren Geschwistern zur Welt kommen und denen, die als Folge aufgeschobener Elternschaft die ersten Kinder ihrer Väter sind (vgl. Fthenakis 1999). Die ökonomischen Bedingungen sind gerade im dritten Fall überdurchschnittlich günstig, aber auch die partnerschaftlichen und erzieherischen Voraussetzungen scheinen besser, als in anderen Familien: Weber (1997) fand bei einer Untersuchung von Männern, die im Alter über 45 Jahren erstmals Vater wurden, dass die Partnerbeziehung wesentlich weniger unter der Geburt der Kinder litt, die Väter inzwischen deutlicher kindorientiert als karriereorientiert waren und den Übergang in die Vaterschaft besser bewältigen konnten als andere Väter. Dabei ist zu berücksichtigen, dass häufig nicht nur die ökonomischen Bedingungen bei älteren Vätern besser sind, sondern solche Väter durchschnittlich über höhere Bildung verfügen (vgl. Cooney, Pedersen, Indelicato & Palkovitz 1993). Auch Werneck (1997) fand bei einer Untersuchung an österreichischen Männern die Ausprägungsstärke des Variablenbündels „Alter, Bildungsniveau und Einkommen“ positiv mit der Bewältigung der Vaterschaft korreliert und negativ mit Belastungsaspekten.

Eine Reihe von Untersuchungen scheint darüber hinaus dafür zu sprechen, dass ältere Väter und Mütter zwar von den Kindern in mancher Hinsicht problematisch erlebt werden - etwa in Bezug auf Stigmatisierung, eingeschränkte Körperlichkeit oder auch kürzere Lebenserwartung - , dass allerdings auch verschiedene positive Seiten, wie etwa das bessere Eingehen in Diskussionen konstatiert werden (zusammenfassend: Fthenakis 1999). Mit stärkerer Zuwendung und Anregung durch späte Eltern scheint auch zusammen zu hängen, dass einige Untersuchungsbefunde für eine höhere Intelligenz von solchen Kindern sprechen (vgl. Dietz-Helmers 1999). Als weitere Folge für die Kinder wird besonders aus psychoanalytischer Sicht im Sinne der Übertragungstheorie postuliert, dass das Alter des Vaters gerade bei Frauen die Wahl des Partners mitbestimmt (zusammenfassend: Schneewind 1995).

Gründe für die späte Vaterschaft können - wie eingangs schon angedeutet - sehr verschieden sein. Müller, Sommer und Timm (1999) kommen in einer Lebenslaufstudie zum Schluss, dass insbesondere Männer die Gründung von nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Ehen und damit auch den Zeitpunkt der Elternschaft immer weiter hinauszögern. Geschlechtsspezifische Unterschiede finden sich bereits beim Kinderwunsch und der Heiratsneigung von 21-Jährigen, wobei allerdings zu bedenken ist, dass das Alter von Männern in beiden Fällen durchschnittlich zwei Jahre höher liegt (vgl. Reißig 1999).

5.6 Engagement von Männern bei der Kindererziehung

Spätestens seit der Arbeit von Hausen (1976) über die Geschichtlichkeit von Geschlechterrollen finden sich eine Reihe von Arbeiten die zeigen, wie zeitbedingt Vorstellungen von (Un-)Zuständigkeiten von Männern in Bezug auf Erziehungsarbeit sind (z.B. Knibiehler 1996). Historische Untersuchungen zur Vaterschaft machen deutlich, wie sich insbesondere im Zusammenhang mit der Aufklärung und der französischen Revolution (vgl. Opitz 1998) und in Folge im aufgeklärten Bürgertum des Deutschen Reiches (vgl. Frevert 1998; Schmidt 2000) bzw. gerade für die Bundesrepublik nach der Niederlage im zweiten Weltkrieg erst nach und nach die heute dominierenden und meist als „traditionell“ bezeichneten Bilder von Mutterschaft und Vaterschaft herausgebildet haben (vgl. Moeller 1998). Auf die Kontingenz

solcher Normative verweisen insbesondere die parallel existierenden unterschiedlichen Vorstellungen von Familie und deren geschlechtsspezifischen Aufgaben zwischen verschiedenen Nationen und auch innerhalb Deutschlands (z.B. Frevert 1998; Pfau-Effinger 1999; Kolbe 2000). Aufgaben von Männern in Bezug auf Familien- und Erziehungsarbeit scheinen danach zwar einerseits durch ein dominantes oder hegemoniales Muster innerhalb einer Gesellschaft strukturiert zu werden, allerdings ist dieses Muster historisch veränderlich und wird immer auch durch alternative Formen begleitet, die konkurrierende Normen für spezifische Milieus generieren (vgl. dazu auch Connell 1999; Meuser 1998).

Allerdings gehen mit der Geburt des ersten Kindes häufig massive Schließungen der Offenheit bezüglich unterschiedlicher Zuständigkeitsmodelle einher: Das Eintreffen des Nachwuchses scheint regelmäßig mit einem Retraditionalisierungsschub auch innerhalb von egalitär eingestellten Partnerschaften einher zu gehen (z.B. Vaskovics & Rupp 1995; Rost & Schneider 1995; Gloger-Tippelt 1997; Geissler & Öchsle 2000). Selbst entgegen der vorherigen Planung stellt sich in vielen Fällen die „traditionelle“ Rollenaufteilung mit der Zuständigkeit des Mannes für die Berufsarbeit und seinem gleichzeitigen Rückzug aus der Erziehungsarbeit ein. Obwohl diese Entwicklung insbesondere für die Geburt des ersten Kindes zutrifft, lässt sich zeigen, dass Väter mit zunehmender Kinderzahl ihr häusliches Engagement weiter reduzieren (Schulz 1990), und an dieser weiblichen Zuständigkeit für Hausarbeit auch die parallele Vollerwerbstätigkeit von Frauen wenig ändert (z.B. Künzler 1995). Das dominierende Modell von Elternschaft ist somit die Mutterschaft, was sowohl für die BRD, wie auch für anderen europäische Länder gilt (vgl. Höpflinger 1997; zu Faktoren solcher Arbeitsteilung im europäischen Vergleich siehe Künzler & Walter 1999).

Gleichwohl findet sich seit einigen Jahren in der Bundesrepublik eine heftige Diskussion um die Bedeutung von „neuen Vätern“, in der tendenziell eine empirisch-kritische Position (z.B. Rerrich 1989, Werneck 1998) einer empathisch-optimistischen (z.B. Matzner 1998; Fthenakis 1999) gegenüber steht. Im Rahmen von quantitativen Studien lassen sich allerdings keine bedeutenden Milieus von Männlichkeit herauskristallisieren, bei denen die Verteilung der häuslichen und Erziehungs-Arbeit egalitär geregelt wäre oder gar überwiegend durch den Mann übernommen würde: Selbst sehr optimistische Autoren kommen zum Schluss, dass weniger attraktive Arbeiten - z.B. die „nassen Aufgaben“ (Behnke & Liebold 2000) - der Kinderaufzucht und damit verbundene häusliche Tätigkeiten weiterhin überwiegend durch Frauen geregelt werden, während männliches Engagement häufig auf Tätigkeiten wie Spielen und Spazieren gehen beschränkt bleibt (z.B. Zulehner & Volz 1998). In einer sehr umfassenden Analyse von Quer- und Längsschnittdaten zeigte sich bei den eher engagierten Vätern zwar eine gewisse Verunsicherung und Ambivalenz. Aber trotz eines erkennbaren Wandels in Absichten und auch im väterlichem Selbstverständnis fand sich in der Mehrzahl der Fälle die althergebrachte Rollenaufteilung (vgl. Werneck 1998). Zu eher kritischen Ergebnissen bezüglich einer egalitären Aufteilung der Erziehungsarbeit und dem vermehrten Engagement kommen auch verschiedene qualitative Studien: Sie zeigen z.B. die trotz einer formalen Annäherung der Lebensführung von Frauen und Männer weiterhin fortbestehende weibliche Zuständigkeit für Sorgearbeiten auf (Jurczyk & Rerrich 1993), oder dass gerade in Milieus, in denen der Anspruch auf Gleichberechtigung auf die größte Resonanz stößt, die ungleiche Verteilung der Hausarbeit kaschiert oder die prinzipielle Verhandelbarkeit von partnerschaftlichen Arrangements mühsam ausgeblendet wird (z.B. Koppetsch & Burkart 1999; Behnke & Liebold 2000). Umgekehrt zeigte sich in einer qualitative Untersuchung an Männern, die sich schwerpunktmäßig um die Betreuung ihrer kleinen Kindern kümmerten, dass diese häufig unter einer

Entwertung ihrer Arbeit durch Um- und Arbeitswelt litten und häufig auf Unverständnis gegenüber ihrem Engagement stießen (Reiche 1997). Eine „engagierte Vaterschaft“ (Fthenakis) mag zwar in vielen beachtenswerten Einzelfällen zu konstatieren sein, numerische und normative Dominanz dürfte ihr aber zur Zeit (noch) kaum zu kommen. Obwohl die rechtlichen Möglichkeiten dazu vorhanden sind.

Das Bundeserziehungsgeldgesetz räumt beiden Ehepartner das Recht ein, im Beruf zu pausieren und sich hierbei mehrfach abzuwechseln. Eine Neuformulierung des Gesetzes („Gesetz zum Erziehungsgeld und zur Elternzeit“), die unter anderem die Möglichkeiten, nicht ganz aus dem Beruf auszusteigen, verbessert, tritt zum 1.1.2001 in Kraft. Die bisherigen Erfahrungen mit der „alten“ Fassung des Gesetzes zeigten bescheidene Effekte, obwohl mittlerweile in einigen Unternehmen Betriebsvereinbarungen bestehen, die die Männer explizit zu diesem Schritt ermuntern (vgl. Weiler 1998; Fichtner & Helfferich 2001) und selbst von Arbeitgeberseite die Wichtigkeit der Vaterschaft betont wird (Seehausen 1996): Der Anteil der Männer nahm in den letzten Jahren zwar zu, doch sowohl die Steigerungsrate von jährlich rund 0,2 % als auch der Gesamtanteil von 1 % bis 3 % Männern gegenüber den 99 % bis 97 % Frauen lassen den „Erziehungsurlaub“ auch auf längere Sicht ehrlicherweise nur als „Mütterurlaub“ bezeichnen (vgl. Engstler 1998; Engelbrecht & Reinberg 1998; Krug & Rauter 1998; Vaskovics & Rost 1999). Allerdings wären mehr als ein Drittel der bundesdeutschen Frauen daran interessiert, den „Erziehungsurlaub“ mit ihren Partnern zu teilen, wenn dies ohne finanzielle Nachteile möglich wäre. Meinungsumfragen sprechen dafür, dass auch fast die Hälfte der Männer generell nicht abgeneigt wären, Erziehungsurlaub in Anspruch zu nehmen (Engelbrecht & Reinberg 1998). In einer Untersuchung von Vaskovics & Rost (1999) planten dann allerdings lediglich 0,5 % der jung verheirateten Männer, alleine den Erziehungsurlaub zu nehmen, weitere 4,7 % wollten sich mit ihrer Partnerin abwechseln. Ob sich dies mit den neu eröffneten Möglichkeiten einer „Elternzeit“ ändert, ist abzuwarten.

Europäische Vergleichsstudien (vgl. Schiersmann 1998) zeigen, dass die tatsächliche Inanspruchnahme an verschiedene Faktoren gekoppelt ist: In Schweden z.B., wo immerhin ein Viertel der berechtigten Männer die Unterbrechung in Anspruch nahmen, sind hohe Lohnersatzleistungen festgelegt. Dort nehmen die Männer den „Urlaub“ häufig auf Teilzeitbasis wahr und außerdem zeigt sich das soziale Milieu als wichtige moderierende Variable, da diese Männer ganz überwiegend aus hochqualifizierten und gutbezahlten Berufsgruppen kamen und auch ihre Ehefrauen hohe Einkommen hatten. Als Hauptgründe bundesdeutscher Männer gegen ihre Beteiligung am Erziehungsurlaub fanden Vaskovics & Rost (1999) unterschiedlich bedeutende Argumente: Am häufigsten wurden die finanziellen Einbußen genannt gefolgt von der Angst um die berufliche Karriere. Allerdings zeigten sich auch ganz grundlegende Einstellungen, aufgrund deren die Männer nie ernsthaft in Erwägung gezogen haben, Erziehungsurlaub zu nehmen. Schneider und Rost (1998) kommen in ihren Analysen zum Schluss, dass der „Normenkomplex ‚gute Mutter‘“ weiterhin als kulturell dominantes Leitbild Bestand hat und so die Erziehungsarbeit weiterhin an die Frauen verwiesen wird. Grundsätzlich scheinen sich diejenigen Männer, die sich eine Beteiligung am Erziehungsurlaub eher vorstellen können weniger durch demografische Merkmale von jenen, die dies rigoros ablehnen, sondern viel mehr durch bestimmte Werthaltungen (Vaskovics & Rost 1999).

Anhand einer Auswertung des „Bamberger Panels“ konnten Schneider und Rost (1998) einige Voraussetzungen für die Beteiligung von Männern aufzufinden: Die Partnerin muss über ein mindestens genauso hohes Einkommen verfügen, es besteht eine hohe berufliche Qualifikation beider Partner, der Mann ist nur wenig karriereorientiert und die Paare pflegten

von vorneherein eine partnerschaftliche Aufgabenteilung. Zur Zufriedenheit der Männer mit ihrer neuen Rolle liegen unterschiedliche Ergebnisse vor: Einige ältere Studien zu Hausmännern kommen zum Schluss, dass diese nach einiger Zeit meist enttäuscht von ihrem häuslichen Tätigkeitsfeld sind, mit Wertlosigkeitsgedanken zu kämpfen haben und häufig zumindest eine Teilzeitarbeit aufnehmen wollen (Hoff & Scholz 1986; Boeven 1988; Prenzel & Strümpel 1990). In der neueren Untersuchung bei männlichen Erziehungsurlaubern von Vaskovics & Rost (1999) zeigt sich dagegen, dass diese die Konsequenzen und Auswirkungen ihrer Erziehungszeit durchweg positiv bewerten. Nach einer Phase der Umgewöhnung kamen sie mit der neuen Situation sehr gut zu recht. Selbst die beruflichen Konsequenzen einer zeitweiligen Erwerbsunterbrechung hielten sich in Grenzen. Allerdings war hier die Perspektive - im Gegensatz zu den Hausmännern allgemein - auf eine kurzfristige Unterbrechung der Berufstätigkeit gerichtet. Aus psychologischer Sicht werden positive Auswirkungen auf die Vater-Kind-Beziehung bei Männern attestiert, die als primäre Betreuungspersonen ihrer Kinder fungieren: Das Interaktionsverhalten der Väter würde sich qualitativ verändern, der primär betreuende Vater wird vom Fußballtrainer zum wichtigen Ansprechpartner. Kinder solcher Väter zeigten in einigen Untersuchungen mehr Kreativität und Verantwortungsübernahme als ihre traditionell aufgewachsenen Alterskollegen. Allerdings scheinen die empirischen Belege eher dürftig, systematische Studien liegen kaum vor (Rauchfleisch 1997).

5.7 Väter nichtehelicher Kinder, Stiefväter, geschiedene und alleinerziehende Väter

Vaterschaft in der bundesdeutschen Gesellschaft ist keineswegs auf komplette Eltern-Kind-Einheiten beschränkt, als grundlegende Orientierung über weiteren Formen mögen die Angaben des Bundesfamilienministeriums dienen (Engstler 1998): 1996 lag die Zahl alleinerziehender Väter mit Kindern unter 27 Jahren in Deutschland bei einer viertel Million (237.000), zwei Drittel dieser Männer (159.000) waren geschieden oder lebten in Scheidung. Zum gleichen Zeitpunkt fanden sich mehr als eine dreiviertel Million (846.000) alleinerziehende geschiedene oder in Scheidung lebende Frauen, so dass - abzüglich der Zahl der nicht in der Bundesrepublik lebenden ehemaligen Partner - auch von einer entsprechend hohen Zahl geschiedener Väter mit Kindern außerhalb ihres eigenen Haushalts auszugehen ist. Gleichzeitig waren fast eine Drittel Million Frauen (323.000) ledige Alleinerziehende, mindestens ebenso viele Männer - teilweise handelt es sich um Frauen mit Kindern von verschiedenen Vätern - sind Väter nichtehelicher Kinder, die mit ihren Kindern nicht zusammenleben. Schließlich finden sich auch noch komplette Eltern-Kind-Einheiten außerhalb rechtlicher Regelungen, knapp eine halbe Million (497.000) nichtehelicher Lebensgemeinschaften von Männern und Frauen lebt mit Kindern, also mit leiblichen, Stief-, Adoptiv- oder Pflegekindern.

Gerade für die Betrachtung von *nichtehelichen Vätern* ist die Frage des Zusammenlebens von entscheidender Bedeutung: Mehr als die Hälfte (58%) aller nichtehelichen Kinder, die nicht mit dem Vater zusammenleben haben keinerlei Kontakt mit ihm (vgl. Rost 1998). Allerdings leben immerhin ein Viertel der nichtehelichen Kinder mit beiden leiblichen Elternteilen zusammen, wobei diese Väter sogar häufig in stärkerem Maß als verheiratete Männer in der Alltagsversorgung ihrer Kinder engagiert sind (vgl. Nave-Herz 1995). Solche Arrangements scheinen außerdem häufig ein Übergangsstadium für die ehelich legalisierte Familie darzustellen: Schwarz (1995) etwa kommt zu dem Ergebnis, dass in den alten Bundesländern circa ein Drittel der nichtehelichen Erstkinder im Nachhinein durch eine Eheschließung zwischen

Vater und Mutter legalisiert werden, in den neuen Ländern ist der Anteil sogar doppelte so hoch (s.o. Kap. 4.3 zu Heiratsgründen).

Sehr heterogen gestaltet sich die Situation bei nicht sorgeberechtigten Vätern, die nicht mit ihren Kindern zusammenleben: Rost (1998) kommt zu dem Ergebnis, dass fast alle diese Väter Kontakt zu ihren Kindern haben, wenn das Verhältnis zur Mutter gut ist. Ist das Verhältnis zwischen den leiblichen Eltern aber schlecht, fällt dieser Anteil auf gerade mal ein Fünftel. Zu den Gründen für dieses Fehlen von Vater-Kind-Beziehungen liegen sehr unterschiedliche Aussagen vor: Verschiedene Autoren beklagen die rechtlich unbefriedigende Situation dieser Männer, die es ihnen nicht erlaubt gegen den Wunsch der Mutter ihre Kinder zu kontaktieren (z.B. Matzner 1998), während von anderer Seite vor allem ein mangelndes Interesse der Väter an ihren Kindern ausgemacht wird (z.B. Sauerborn 1992).

Eine wichtige Form der Vaterschaft stellt die *soziale Vaterschaft* von Männern dar, die nicht die biologischen Väter ihrer Kinder sind. Hierbei ist vor allem an Stiefväter nichtehelich geborener Kinder und Kinder aus geschiedenen Ehen zu denken. Schwarz (1995) etwa kommt angesichts der Daten des statistischen Bundesamtes zum Schluss, dass rund ein Drittel der nichtehelich geborenen Kinder einen Stiefvater erhält. Auf der anderen Seite nimmt die Zahl der geschiedenen Ehen mit Kindern ständig zu (vgl. Statistisches Bundesamt 1997), so dass auch bei den Wiederverheiratungen - deren Zahl mittlerweile über 50 % liegt (Engstler 1998) - ein zunehmender Anteil von Zweitvätern zu erwarten ist. Schwarz (1995) geht davon aus, dass Mitte der 90er Jahre rund ein Sechstel aller Kinder in Familien mit einem Stiefelternteil volljährig wurden. Neuere Untersuchungen zu Stiefvätern (z.B. Wilk 1999; Schmitz 2000) lassen durchaus verschiedenen Muster erkennen, wie diese Form sozialer Vaterschaft gestaltet wird: In einer qualitativen Untersuchung an 20 Stieffamilien fand Wilk (1999) drei idealtypische Muster: dass der leibliche Vater weiterhin eine umfassende Vaterrolle einnimmt und der Stiefvater als guter Freund der Kinder fungiert, dass beide ergänzende Teile der sozialen Vaterschaft übernehmen oder dass der Stiefvater die Vaterrolle komplett übernimmt. Entsprechende Orientierungen lassen sich auch bei den Kindern feststellen. Schmitz (2000) untersuchte familiäre Strukturen sechs Jahre nach der Trennung. Auch hier zeigte sich, dass ein großer Teil der Kinder sich hinsichtlich der familiären Beziehungsstrukturen weiterhin auf die ehemalige Kernfamilie orientierten, aber ein Drittel den ehemaligen Vater ausschloss und ein Drittel neue Partner der Eltern mit einbezog.

Nach Angaben des Fünften Familienberichts der Bundesregierung lebten 1991 fast 95 % der Kinder unter 18 aus Scheidungsfamilien nicht beim leiblichen Vater (Engstler 1998). In den letzten Jahren wurde allgemein im Zusammenhang mit einer Kritik der rechtlichen „Privilegierung“ der Mutter-Kind-Beziehung und einer „Vaterrechts-Bewegung“ auch die im Scheidungsfall regelhafte Erteilung des Sorgerechts an die Mutter kritisiert (zusammenfassend: Stein-Hilbers 1994). Die Kindschaftsrechtsreform 1998 hat diese Gesetzeslage sowohl inhaltlich als auch formal geändert: Es findet grundsätzlich keine familiengerichtliche Entscheidung statt, es sei denn ein Elternteil stellt einen Antrag auf alleinige elterliche Sorge. Ohne einen solchen Antrag wird die gemeinsame elterliche Sorge ausgesprochen. Der Wegfall der gerichtlichen Entscheidung soll eine Einigung der Eltern untereinander fördern und steht damit im Trend hin zu einer „offenen“ oder „Verhandlungsfamilie“ auch nach einer Scheidung (Barabas & Erler 1994; du Bois-Reymond 1994).

Gefördert werden soll durch die Kindschaftsrechtsreform auch der bleibende Kontakt zwischen Kindern und ihren Vätern, da bisherige Befunde zeigten, dass die „soziale Elternschaft auf Abstand“ (vgl. Nave-Herz & Schmitz 1996) nur wenig umgesetzt wurde. Schmitz (2000)

fand in ihrer Untersuchung, dass ein Drittel der Kinder sechs Jahr nach der Trennung den leiblichen Vater nicht mehr zum engeren Familienkreis zählten.

Zu den möglichen Folgen des Abstandes von Kindern und Vätern liegen unterschiedliche Studien vor, die zu gegensätzlichen Ergebnissen kommen: Während die einen negative Folgen für die Kinder herausarbeiten, weisen die anderen auf die geringe Verantwortlichkeit und das geringe Interesse der Väter hin. Stein-Hilbers (1994) kritisiert methodische Mängel vieler Untersuchungen. So werden z.B. gefundene Effekte meist nur auf das Fehlen des Vaters zurückgeführt und die ungleich schlechteren sozioökonomischen Rahmendaten nach der Scheidung nicht berücksichtigt. Nave-Herz und Schmitz (1996) zeigen verschiedene Gründe für die Verschlechterung des Vater-Kind-Kontaktes auf, die häufig erst nach dem eigentlichen Sorgerechtsverfahren einsetzen. Schmidt-Denter und Beelmann (1995) kommen in ihrer Untersuchung bei 60 Nachscheidungsfamilien zum Schluss, dass das Funktionieren der Vater-Kind-Beziehung ein wichtiger Indikator für die Entwicklung der Kinder ist.

Inzwischen liegen auch Untersuchungen über die Situation geschiedener Väter vor: Meyer, Decurtins und Niklowitz (1999) z.B. fanden bei 300 geschiedene Männer in der Schweiz, dass mit der Scheidung und der Trennung von den Kindern eine Verschlechterung der psychischen und physischen Gesundheit der Väter verbunden war; vor allem, wenn deren weitere soziale Integration gering war. Über vergleichbare Belastungen von Männern und Frauen aber geschlechtsspezifischen Bewältigungsversuchen nach der Trennung berichtet Schmidt-Denter (2000): Männer greifen deutlich weniger als Frauen auf die Unterstützung durch Selbsthilfegruppen und Therapie zurück und gehen stattdessen häufiger neue Partnerschaften und Ehen ein, um die Trennungsfolgen zu überwinden. In der Panelstudie aus Bamberg gingen (überwiegend kinderlose) Männer nach einer Trennung aus einer nichtehelichen Gemeinschaft oder Ehe seltener eine neue Beziehung ein (Vaskovics & Rupp 1995)

Von zunehmendem Interesse, wenn auch im Gesamtumfang längst nicht so bedeutend wie andere Formen der Vaterschaft, sind schließlich die *alleinerziehenden Väter*. Allerdings existiert hierzu nur eine recht unbefriedigende Datenlage (vgl. Engstler 1998; Matzner 1998): In den Berichten des Statistischen Bundesamtes wird nicht unterschieden zwischen alleinerziehenden Eltern und nicht verheirateten Eltern. Gerade bei der insgesamt kleinen Gruppe alleinerziehender Väter führt dieses Vorgehen zu einer Überschätzung der tatsächlichen Zahl durch Väter in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Neuere Angaben des Statistischen Bundesamtes (2001) sprechen so z.B. von 77.000 alleinerziehenden Vätern mit Kindern unter 3 Jahren und sogar 312.000 mit Kindern unter 18 Jahren. Dies entspräche einem Anteil von 20,4 % aller Alleinerziehenden mit Kindern unter 3 Jahre und immerhin noch 16 % mit Kindern unter 18 Jahren. Insbesondere die erste Zahl ist als deutliche Überschätzung aufgrund von jungen, unverheirateten Familien anzusehen, von denen - wie oben geschildert - ein beträchtlicher Teil noch durch eine spätere Eheschließung legalisiert wird.

Engstler (1998) geht davon aus, dass Ein-Eltern-Familien im engeren Sinn - d.h. alleinerziehende mit Kindern unter 27 Jahren und ohne weitere Person im Haushalt - 15 % aller Familien ausmachen. Immerhin handelt es sich hierbei um 1,6 Mio. Familien. 1996 betrug der Anteil der Vater-Kind-Familien darunter 14,5 %, in einer neueren Sonderauswertung des Statistischen Bundesamtes (2000) wird eine Quote von 12,4 % berechnet. Geschiedene und verheiratet getrennt Lebende machen bei den Ein-Eltern-Familien die größte Gruppe aus - bei den Vätern 67,5 %. Während die Mütter in den Mutter-Kind-Familien zu 23% ledig und zu 16% verwitwet waren, waren die Väter in den Vater-Kind-Familien zu 7% ledig und zu 26% verwitwet. Zu etwas anderen Zahlen kommt Matzner (1998) bei der Betrachtung von Allein-

erziehenden mit minderjährigen Kindern: er schätzt den Anteil der verwitweten deutlich niedriger (rund 16 %) den der geschiedenen und getrennt lebenden aber höher, wobei er die Zahl der bereits geschiedenen Männer mit Kindern auf 50% schätzt und die Zahl der verheiratet getrennt Lebenden auf 24 %. Schließlich berechnet Matzner aufgrund der Mikrozensusdaten einen Anstieg von alleinerziehenden Vätern zwischen den 60er Jahren und 1993 um den Faktor 2,0 während die Anzahl alleinerziehender Mütter im gleichen Zeitraum nur um den Faktor 1,2 gestiegen sei.

Familien alleinerziehender Väter unterscheiden sich von Mutter-Kind-Familien: Diese Väter haben in fast drei Viertel der Fälle nur ein Kind und weisen durchschnittlich eine geringere Kinderzahl auf als Familien alleinerziehender Mütter (Engstler 1998, statistisches Bundesamt 2000, dies entspricht den Befunden, dass nicht ehelich geborene Kinder oder Kinder nach einer Scheidung überwiegend bei den Müttern leben: vgl. auch Gille, Kleinert & Ott 1995; Hammes 1997).

Die Vater-Kind-Familien sind weniger von sozialer Not betroffen. Während von allen Alleinerziehenden 24,6 % Sozialhilfe empfangen - von alleinerziehenden Frauen mit mehr als zwei Kindern gar zu 45 % - leben nur 6,3 % der Männer von Sozialhilfe. 1992 verfügten die Haushalte alleinerziehender Männer in den alten Bundesländern zu 44,1% über ein Einkommen von 4.000 DM und mehr; der entsprechende Anteil betrug bei den alleinerziehenden Müttern 24,3%. Die Differenz lag – bei insgesamt niedrigeren Einkommen – in den neuen Bundesländern niedriger (7% zu 6,3%). Umgekehrt verfügten 7% der Haushalte alleinerziehender Männer, aber 23% der Haushalte alleinerziehender Frauen im Westen über weniger als 1.800 DM, im Osten betrug die entsprechenden Angaben 25% für Männer und 41% für Frauen (Statistisches Bundesamt 1995). Matzner (1998) fand in einer Untersuchung bei 66 alleinerziehenden Vätern allerdings auch, dass ein Drittel der Männer es als nicht oder nicht immer möglich ansah, die notwendigen Bedürfnisse der Familie mit dem Haushaltsnettoeinkommen zu bestreiten (bei einem durchschnittlichen Nettoeinkommen in der Gesamtgruppe von 3.647 DM).

Ein weiterer Unterschied zwischen den Geschlechtern könnte in der Übernahme von Berufs- und Familienarbeiten liegen. In einer älteren, sehr selektiven Studie fanden Döcker und Knöbel (1987), dass Väter die Erziehungsaufgaben eher delegieren und weiter voll berufstätig blieben. In der Untersuchung von Matzner (1998) gaben knapp die Hälfte der Männer an, dass eine dritte Person mit an der Hausarbeit beteiligt ist, Großeltern, die Kindsmutter, eine Tagesmutter oder eine neue Partnerin kümmerten sich ebenfalls um die Betreuung der Kinder.

Im Zuge der Bewegung für mehr Rechte von Vätern - die gerade bis zur Reform der Sorgerechtsregelung hohe öffentliche Aufmerksamkeit erfuhr - wurde darauf hingewiesen, dass früher vor allem der Tod der Mutter ausschlaggebend war (und ja auch heute ein Viertel der alleinerziehenden Väter verwitwet ist), inzwischen aber Väter selbst aktiv das Sorgerecht für ihre Kinder einfordern (vgl. Niepel 1994; Matzner 1998). Klassischerweise werden diese „seekers“ in den USA noch einmal in die Gruppe der „conciliatory seekers“ und die „aggressiv seekers“ unterteilt, je nachdem, ob sie das Sorgerecht mit Zustimmung der Frau zu erlangen suchen oder gegen den Willen der Mutter dafür kämpfen. Ihnen gegenüber stehen „absenters“, die die alleinige Sorge aufgrund des Todes der Frau, durch Verlassenwerden oder sonstige Veränderungen übernehmen mussten (vgl. Niepel 1994). In der Untersuchung von Matzner (1998) gaben nur 40 % der alleinerziehenden Männer an, während der Trennungsphase mit ihrer damaligen Frau vernünftig über die Zukunft der Kinder geredet zu haben, allerdings auch nur 20 %, dass die Partnerin gegen die Sorgerechtsübernahme durch den

Mann gewesen sei. Immerhin 46 der 53 Väter, die nicht verwitwet waren, wollten von sich aus das Sorgerecht übernehmen.

6. Fruchtbarkeitsstörungen und Inanspruchnahme pränataler Diagnostik

6.1 Datenlage

Die Datenlage zu Fruchtbarkeitsstörungen bei Männern ist alles andere als befriedigend, bereits in der Terminologie herrscht Unklarheit: So wird in vielen Veröffentlichungen nicht zwischen Infertilität im engeren Sinne (Azoospermie) und weiteren Störungen der Zeugungsfähigkeit (z.B. Impotentia Coeundi) unterschieden. Hurst und Dye (2000) schlagen deswegen die vor allem behandlungsrelevante Unterscheidung in Subfertilität und Infertilität vor. Darüber hinaus muss zwischen primärer und sekundärer Infertilität oder Subfertilität unterschieden werden, also in Männer, die gegen ihren Willen kinderlos bleiben und solche, die bereits Kinder gezeugt haben, aber kein weiteres zeugen können (vgl. Könnecke 2000; Henning & Strauß 2000). Gerade aus einer Lebenslaufperspektive der männlichen Betroffenheit von Fruchtbarkeitsstörungen ist schließlich zu unterscheiden, ob der Mann nur mit einer Partnerin vergeblich versucht hat, Kinder zu zeugen, sich mit anderen Frauen - vor oder nach diesen Versuchen - aber Schwangerschaften eingestellt haben.

6.2 Fruchtbarkeitsstörungen beim Mann und ihre Ursachen

Obwohl zur Epidemiologie von ungewollter Kinderlosigkeit sehr heterogene Einschätzungen vorliegen, herrscht inzwischen ein breiter Konsens darüber, dass die Anfang der 90er Jahre publizierten Schätzungen eines Anteils von 15 % bis 20 % ungewollt dauerhaft kinderloser Paare deutlich zu hoch sind (zusammenfassend: Könnecke 2000; Huinink & Brähler 2000). Die größte bundesdeutsche Studie zum Thema - DESIS - (vgl. Helfferich & Küppers-Chinnow 1996) zeigte, dass rund 30 % der befragten Frauen irgendwann in ihrem Leben Phasen hatten, in denen sie trotz ungeschütztem Geschlechtsverkehr nicht schwanger wurden, die Zahl der bis zum Befragungszeitpunkt kinderlos geblieben ist mit 6 % allerdings deutlich geringer. Auch verschiedene internationale Studien legen nahe, dass zwischen 3 % und 8 % aller Paare am Ende ihrer reproduktiven Phase ungewollt kinderlos geblieben sind (zusammenfassend: Könnecke 2000; Huinink & Brähler 2000). Ungeachtet dieser Zahlen werden auch in neueren Publikationen zum Thema immer wieder Prävalenzen von 15 % oder darüber genannt (z.B. Henning & Strauß 2000; Küchenhoff & Könnecke 2000; Hurst & Dye 2000), deren Größe wohl auch der legitimatorischen Funktion in Bezug auf entsprechende Forschung geschuldet sein dürfte. Bei einer Panel-Untersuchung an Paaren bis 6 Jahre nach der Eheschließung fanden Vaskovics, Hoffmann und Rost (1996), dass 4 % aller untersuchten Paare trotz Kinderwunsch und mit mindestens zwei Jahren ungeschütztem Verkehr bis zum letzten Untersuchungszeitpunkt nicht schwanger geworden sind. Diese Zahl betrifft allerdings nur primäre Infertilität und kommt aufgrund eines sehr „harten“ Kriteriums von zwei Jahren Wartezeit zustande. Ob die Zahlen auch auf nichtverheiratete und Paare mit einer anderen Ehedauer generalisierbar sind, muss dahin gestellt bleiben. Helfferich et al. (i. Dr.) fand bei einer Erhebung bei Frauen im Alter zwischen 20 und 44 Jahren Prävalenzraten von lediglich 1,8 % für primäre und 1,6 % für sekundäre Infertilität. Vergleiche mit der Lifetimeprävalenz zeigen außerdem, dass drei Viertel der Frauen mit Subfertilitätserfahrung vorher oder hinter Kinder bekommen haben.

Uneinheitlich sind schließlich auch die Befunde über Verursachung ungewollter Kinderlosigkeit: Nieschlag (1997) geht davon aus, dass bei rund der Hälfte der betroffenen Paare die Fertilität des Mannes beeinträchtigt ist, über beide Geschlechter hinweg bestehe ein Anteil von rund einem Drittel ideopathischer Unfruchtbarkeiten. Henning und Strauß (2000) kommen in einem Überblick zum Schluss, dass rund 30% bis 40 % der organischen Fertilitätsursachen beim Mann liegen und Ursachen, die von beiden Partnern ausgehen zwischen 10 % und 40 %. Durch verbesserte Diagnosetechniken sei der Anteil an ungeklärten ideopathischen Störungen auf 5 % zurückgegangen. In der Öffentlichkeit hat in den letzten Jahren eine Diskussion um den Rückgang der Spermienqualität durch Umweltbelastungen und deren Auswirkung auf die Fruchtbarkeit stattgefunden, der allerdings von wissenschaftlicher Seite heterogen kommentiert wird (z.B. Lerchl & Nieschlag 1996; Hurst & Dye 2000). Ohne die medizinische und persönliche Bedeutung solcher Entwicklungen zu verharmlosen gilt allerdings gerade im Zusammenhang mit Bevölkerungsentwicklung und Familienplanung, dass generell Fruchtbarkeitsstörungen nicht wesentlich für die Zahl kinderloser Paare verantwortlich sind (vgl. Vaskovics, Hoffmann & Rost 1996; Huinink & Brähler 2000). Bedeutendere Auswirkungen dürfte das „natürliche“ Ende der Fruchtbarkeitsphase im Zusammenhang mit dem Hinauszögern von Familiengründungen bei kinderlosen „Postponers“ habe. Hiervon sind Männer allerdings wohl überwiegend „nur“ sozial betroffen, die eigene Zeugungsfähigkeit dürfte durch diese Verschiebung noch kaum beeinflusst sein, wenn auch einige Arbeiten zum genetischen Risiko bei hohem Zeugungsalter von Männern durchaus diesen gesellschaftlichen Trend als Anlass für ihr Interesse nennen (z.B. Pitsch 1999; UPM 2000).

6.3 Umgang von Männern mit ungewollter Kinderlosigkeit

Mittlerweile liegen ein Reihe von Untersuchungen zu den Folgen von ungewollter Kinderlosigkeit für Männer oder auch zu den Unterschieden zwischen Männern und Frauen vor (zusammenfassend: z.B. Hurst & Dye 2000; Küchenhoff & Könnecke 2000; Strauß 2000): Entgegen frühere Untersuchungen wird inzwischen davon ausgegangen, dass Männer und Frauen ähnlich stark unter der Problematik leiden, wenn auch mit unterschiedlichen Formen. Ergebnisse eine retrospektiven Studie an fast 300 behandelten Paaren (Beutel et al. 2001) deuten sogar darauf hin, dass Männer ihr Leiden eher dissimulieren und sich trotz gleich großem Kinderwunsch und stärkerem Verantwortlichkeitsgefühl weniger belastet einstufen und auch weniger Interesse an psychotherapeutischer Unterstützung zeigen. Uneinheitlich und methodisch teilweise nicht ausreichend kontrolliert sind die Befunde zur Frage, wie sich unterschiedliche Diagnosen und insbesondere die Verantwortlichkeit für die Problematik auf Männer auswirkt (vgl. Hurst & Keith 2000; Strauß 2000; Beutel et al. 2001). Männer erleben die Diagnose einer eigenen eingeschränkten Fruchtbarkeit häufig als Angriff auf ihre Männlichkeit (vgl. Küchenhoff & Könnecke 2000), leiden allerdings auch mit der Partnerin mit, falls diese die primären psychischen Folgen des unerfüllten Kinderwunsches zu tragen hat (vgl. Henning & Strauß 2000). Beutel et al. (2001) fanden in einer Stichprobe von 299 behandelten Paaren, dass zwar Männer durch den unerfüllten Kinderwunsch und durch die Behandlung - auch ihre eigene - sich weniger belastet zeigen als ihre Partnerinnen, dass der Kinderwunsch aber bei beiden Partner gleich stark war und sie sich stärker verantwortlich für die Fruchtbarkeitsstörungen fühlen als die Frauen. Große Aufmerksamkeit beanspruchen in jüngster Zeit die wechselseitige Beeinflussung von Infertilität und Stresserleben und die praktizierten Copingmustern, gerade auch im Hinblick auf psycho- und pharmakotherapeutische Behandlungsmöglichkeiten (insbesondere Hurst & Keith 2000). Eine Reihe von jüngeren Untersu-

chungen konzentriert sich auf den Zusammenhang zwischen Kinderwunschmotiven und Fruchtbarkeitsproblemen (z.B. Küchenhoff & Könnecke 2000, Stöbel-Richter und Brähler 2000). Hinsichtlich der Einschätzung der aktuellen Partnerschaft deuten einige Untersuchungen auf größere Zweifel der Männer, ob die Partnerschaft beibehalten werden soll (vgl. Schulz & Feldmann 1992; Oberpenning & Muthny 1996), während sich allerdings generell keine Anzeichen ausmachen lassen, dass ungewollt kinderlose Partnerschaften konfliktreicher sind als solche, die diese Problematik nicht haben (vgl. Henning & Strauß 2000).

Zur Frage der Inanspruchnahme von ärztlicher oder beraterischer Hilfe liegen keine exakten Daten vor. In der Stichprobe der DESIS-Studie hatten rund ein Drittel der Frauen bzw. Paare, die jemals unter Fruchtbarkeitsstörungen litten, Hilfe in Anspruch genommen; ein Großteil bereits während der ersten sechs Monate (vgl. Helfferich & Küppers-Chinnow 1996). Im Bamberger Ehepaar-Panel befanden sich zum vierten Erhebungszeitpunkt sogar gut die Hälfte der ungewollt kinderlosen Paare aktuell in Behandlung, ein weiteres Fünftel hatte sich bereits ärztlich beraten lassen (Vaskovics, Hoffmann & Rost 1996). Zur Frage, in welchem numerischen Umfang Männer für dieses Aufsuchen von Hilfe mit- oder hauptverantwortlich waren, liegen keine Daten vor. Generell gilt als der „übliche“ Weg, dass zunächst Untersuchungen bei der Frau stattfinden, die erst bei Befundlosigkeit auf die Männer ausgedehnt werden (vgl. Könnecke 2000). Beutel et al. (2001) machen allerdings darauf aufmerksam, dass in den letzten 10 Jahren neu entwickelte Techniken der Infertilitätsbehandlung Männer wesentlich stärker als etwa bei der In-Vitro-Fertilisation miteinbeziehen und damit zumindest die objektive Belastung durch die Therapie steigern.

Einige Untersuchungen bei Männern und Frauen verweisen auf stärkeres Geheimhaltungs- und Verleugnungsverhalten der Männer (vgl. Deipenwisch, Hilse, Oberpenning, Sader & Nieschlag 1994; Oberpenning & Muthny 1996), sowie darauf, dass sich Frauen stärker verantwortlich für die Fertilitätsstörung fühlen, aber auch mehr Kontrolle über die Situation erleben, während Männer Probleme stärker verleugnen oder in Form von Informationssuche ein eher rationalisierendes Bewältigungsmuster wählen (vgl. Henning & Strauß 2000). Allerdings sind diese Befunde keineswegs völlig einheitlich, Beutel et al. (2001) fanden z.B. in ihrer Untersuchung, dass Männer sich stärker verantwortlich oder mitverantwortlich - je nach Diagnose - fühlten als die Frauen. Außerdem gibt es einige Anhaltspunkte für eine notwendige Differenzierung bezüglich des Umgangs mit der Problematik: In der DESIS-Studie hatte sich gezeigt, dass das Aufsuchen von professioneller Hilfe stark von Alter, Bildungsniveau und der regionalen Herkunft der betroffenen Frauen abhängt (vgl. Helfferich & Küppers-Chinnow 1996). Auf Einflussvariablen anderer Art macht die qualitative Untersuchung an männlichen Patienten von Könnecke (2000) aufmerksam: In dieser Studie konnten entlang der zwei Kriterien „Ambivalenz des Kinderwunsches“ und „Vorhandensein von Bewältigungsmöglichkeiten“ vier Muster ausgemacht werden, die sich darin unterschieden, wie sehr die Männer die Ursachen der Probleme bei sich sahen, wie sehr sie sich mit anderen über das Thema austauschten und welches Vorgehen sie für angemessen empfanden. Repräsentative Daten zum Umgang von Männern mit Fruchtbarkeitsstörungen oder gar eine Differenzierung nach soziodemographischen und persönlichen Merkmalen liegen allerdings nicht vor.

6.4 Aussagen zu pränataler Diagnostik

Systematische Untersuchungen über die Rolle der männlichen Partner bei der Entscheidung für die Anwendung von pränataler Diagnostik und dem Umgang mit deren Ergebnis liegen

kaum vor (Grieße: mündliche Mitteilung). Eine vom Bundesfamilienministerium in Auftrag gegebene Literaturexpertise zum Forschungsstand fokussiert konsequenterweise auf die Situation der betroffenen Frauen: „Von der Diagnose zur Entscheidung: Entscheidungsprozesse von Frauen im Kontext pränataler Diagnostik“ (Baldus 2000). Einige Untersuchungen berücksichtigen allerdings den männlichen Entscheidungsanteil mit und ermöglichen so zumindest einige wenige Aussagen über das Verhältnis von Männern zur Pränataldiagnostik bei ihrer Partnerin und ihrem potentiellen Nachwuchs: Friedrich, Henze und Stemmann-Acheampong (1998) fanden bei ihrer qualitativen Untersuchung von 30 Frauen und 19 Partnern, dass einerseits häufig geäußerte Klischees über die Position von Männern so nicht zu halten sind, umgekehrt allerdings auch keinesfalls von einer identischen Situation von Frauen und Männern gesprochen werden kann. Dass Männer sich mit dem Thema gar nicht auseinandersetzen, kam nur in sehr wenigen Fällen vor, dass PND als Selektionsinstrument von Männern bedenkenlos befürwortet wird, gar nicht. Allerdings zeigte sich durchgängig eine geringere unmittelbare Betroffenheit der Männer von Fragen der PND und ihrer möglichen Folgen: Ähnlich wie die Frauen spielten sie den diagnostischen Prozess als eher unbedeutend herunter, mit den Konsequenzen und gegebenenfalls notwendigen Entscheidungen beschäftigen sie sich allerdings weit weniger. Zum Teil ist dies ihrer spezifischen Rolle - nämlich die Schwangere zu unterstützen und weniger selbst betroffen zu sein - verbunden, zum anderen führt dies dann zu einer Verantwortungsdelegation an die Frau. Die AutorInnen sehen in dieser Konstellation erhebliches Konfliktpotential, falls eine Diagnose eine Entscheidung notwendig machen sollte.

Darüber, dass Väter von der Geburt behinderter Kinder stark betroffen sein können, besteht kaum Zweifel (z.B. Hinze 1993; Kallebach, Kurt 1997): Verschiedene Studien machen deutlich, dass Elternschaft mit einem behinderten Kind Anforderungen an beide Eltern stellt, die stark von hergebrachten Rollenmodellen abweichen, Balzer und Rolli (1975) sprechen in diesem Zusammenhang von „traditionsloser Elternschaft“. Allerdings zeigt eine neuere Studie der Pädagogischen Hochschule Tübingen, dass ein solches Kind keineswegs - wie früher häufig diskutiert - zu einer „behinderten Familie“ führt, vielmehr gaben die Hälfte aller Eltern an, ihr Leben nach der Geburt eines Kindes mit Down-Syndrom als sinnerfüllter zu empfinden als vorher (Klatte-Reiber 1997). Gleichwohl wird die Geburt eines behinderten Kindes in der Literatur weiterhin als kritisches Lebensereignis eingestuft, dessen Bewältigung nicht zuletzt von der sozialen und damit auch gegenseitigen partnerschaftlichen Unterstützung der betroffenen Eltern abhängt (Fillip 1990). In einer Zusammenstellung mit Empfehlungen an Fachkräfte, die von betroffenen Frauen geäußert wurden, finden sich deshalb unter den ersten drei Punkten für eine „good practice“ zwei Wünsche, die mit Mutter und Vater zu tun haben: Die ÄrztInnen sollen dafür sorgen, dass die beiden Eltern alle pränatalen Untersuchungen verstehen und dass beide von der Diagnose gleichzeitig unterrichtet werden (Helm 1998). In dieser Untersuchung von Helm (1998) ergab sich im Übrigen auch, dass einige Frauen sich wegen der Ängste der Männer vor einem behinderten Kind auf eine Amniozentese eingelassen hatten.

Eine qualitative Untersuchung von Rapp (1999) unterscheidet schließlich bei der Reaktion auf eine positive Diagnose zwei Entscheidungsmuster: Eine Sofort-Entscheidung, bei der den Frauen bereits vorher klar war, wie sie reagieren würden und eine „Step-by-Step“ Entscheidung, bei der nach der Diagnose eine Suche nach Informationen und Entscheidungshilfen einsetzt. Grundsätzlich können bei beiden Formen die Einstellungen der Partner einfließen, die Prozesse in denen die Situationsbewertung der Väter hierbei eine Rolle spielt, dürften sich

allerdings deutlich unterscheiden. Trotz solcher vereinzelter Hinweise auf die Position von Männern ist diesbezüglich ein deutliches Forschungsdefizit auszumachen, gerade auch im Hinblick auf die Beratungsarbeit: Die wichtigsten Ansätze für Beratungskonzepte nach positiver Diagnose schließen explizit beide Eltern mit ein, die meisten Untersuchungen fokussieren aber bislang auf Einstellungen und Entscheidungsprozesse bei Frauen (vgl. Baldus 2000).

7. Literatur

- Baldus, Marion (2000). Literatur-Expertise: Von der Diagnose zur Entscheidung - Entscheidungsprozesse von Frauen im Kontext pränataler Diagnostik. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Recherchebericht).
- Balzer, Brigitte / Rolli, Susanne (1975). Sozialtherapie mit Eltern Behinderter: Orientierungen für eine Konzeption im Rahmen eines psychohygienischen Gemeindeprogramms, Sozialpädagogische Reihe Bd. 11, Weinheim: Beltz.
- Barth, Eberhard / Strauß, Bernhard (1986). Männer / Verhütung: Ergebnisse einer Untersuchung und Überlegungen zur Entwicklung von Empfängnisverhütung. Braunschweig: Holtzmeier.
- Behnke, Cornelia und Liebold, Renate (2000) Zwischen Fraglosigkeit und Gleichheitsrhetorik. Familie und Partnerschaft aus Sicht beruflich erfolgreicher Männer. *Feministische Studien*, 2, 64-77.
- Beutel, Manfred E. et al. (2001). Psychische Auswirkungen neuer Techniken der Reproduktionsmedizin und Wunsch nach psychologischer Hilfestellung aus Sicht des Mannes. In: Elmar Brähler / Jörg Kupfer (Hrsg.), Mann und Medizin. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie, Bd. 17. Göttingen: Hogrefe, S. 191-209.
- Birg, Herwig (1998). Demographisches Wissen und politische Verantwortung. Überlegungen zur Bevölkerungsentwicklung Deutschlands im 21. Jahrhundert. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 23, 3, 221-251.
- Birkelbach, Klaus W. (1998). Berufserfolg und Familiengründung: Lebensläufe zwischen institutioneller Bindung und individueller Konstruktion. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Blesken, Karl W. (1998). Der unerwünschte Vater: Zur Psychodynamik der Beziehungsgestaltung nach Trennung und Scheidung. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 47 (5), 344-354.
- Boeven, Holger (1988). Teilzeitbeschäftigte Männer und Hausmänner: Eine neue Form partnerschaftlichen Zusammenlebens. In: Elmar Brähler / Annelene Meyer (Hrsg.), Partnerschaft, Sexualität und Fruchtbarkeit: Beiträge aus Forschung und Praxis. Berlin: Springer, S. 33-45.
- Bohne, Michael (1997). Vasektomie: Geschichte und gegenwärtige Relevanz. *Mabuse*, 108, 53-57.
- Bremmer, William J. (1987). Was ist von der männlichen Fertilitätskontrolle zu erwarten? In: Janice M. Swanson / Katherine A. Forrest (Hrsg.), Die Sexualität des Mannes. Köln: Deutscher Ärzteverlag, S. 167-171
- Brüderl, Josef / Diekmann, Andreas (1994). Bildung, Geburtskohorte und Heiratsalter. Eine vergleichende Untersuchung des Heiratsverhaltens in Westdeutschland, Ostdeutschland und den Vereinigten Staaten. *Zeitschrift für Soziologie* 23, 1, S. 56-73.
- Bullinger, Herrmann (1983). Wenn Männer Väter werden. Reinbek: Rowohlt.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1994). Rahmenkonzept zur Sexualaufklärung. Köln: BZgA.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1995). Einfluss neuer gesetzlicher Regelungen auf das Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener. Schriftenreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung Bd. 3. Köln: BZgA,
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1996). Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern. Kurzzusammenfassung der Endergebnisse. Köln: BZgA.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1998a). Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern. Schriftenreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung Bd. 8. Köln: BZgA,

- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1998b). Jugendsexualität 1998. Endergebnisse: Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Köln: BZgA.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1998c). Sexualität und Verhütung '98. Erste Ergebnisse der Repräsentativstudie „Jugendsexualität 98“. *Forum Sexualaufklärung, Heft 3*, 22-27.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1998d). Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24-jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener. Schriftenreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung Bd. 12. Köln: BZgA.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1998e). Sexual- und Verhütungsverhalten 16- bis 24-jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener. Kurzzusammenfassung der Ergebnisse. Köln: BZgA
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2001). frauen leben – Familienplanung und Lebenslauf. Schriftenreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung Bd. 19. Köln: BZgA.
- Burkart, Günter (1994). Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart: Enke.
- Burkart, Günter (1997). Getrenntleben, Alleinleben, Mythos Single. In: Günter Burkart (Verf.), Lebensphasen, Liebesphasen. Leske / Budrich: Opladen, S. 145-166.
- Burkart, Günter / Kohli, Martin (1992). Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie. München: Piper.
- Clement, Ulrich (1986). Sexualität im Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten zwischen 1966 und 1981. Stuttgart: Enke.
- Connell, Robert W. (1999). Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit. Opladen: Leske + Budrich.
- Cooney, Teresa M / Pedersen, Frank A. / Indelicato, Samuel / Palkovitz, Rob (1993). Timing of Fatherhood: Is „On-Time“ Optimal. *Journal of Marriage and Family*, 55, 205-215.
- Dahmen, Gerlinde, Eiblmeier, Peter, Lehr, Dagmar / Schmid-Tannwald, Ingolf (unveröffentlicht). Verhütungsverhalten der Eltern. (Unveröffentlichter Forschungsbericht).
- Deipenwisch, Ulrich / Hilse, Regina / Oberpenning, Frank / Sader, Markus / Nieschlag, Eberhard (1994). Persönlichkeit und Streßverarbeitungsstrategien von ungewollt kinderlosen Männern. *Fertilität*, 10, 118-121.
- Deutsche Shell (Hrsg.) (2000). Jugend 2000. Opladen: Leske + Budrich, Band 1
- Diamond, Michael J. (1995). Becoming a father: A psychoanalytic perspective on the forgotten parent. In: Jerrold Lee Shapiro, Michael J. Diamond / Martin Greenberg (Eds.), *Becoming a father: Contemporary, social, developmental, and clinical perspectives*. New York: Springer, pp. 268-285.
- Dietz-Helmers, Adelheid (1999). Alte Väter - Kluge Kinder? Eine Korrelation. *Sexualmedizin*, 21 (6), 166-171.
- Diller, Lawrence (1987). Männer und Familienplanung: Soziologischer und historischer Rückblick. In: Janice M. Swanson / Katherine A. Forrest (Hrsg.), *Die Sexualität des Mannes*. Köln: Deutscher Ärzteverlag, S. 172-176.
- Dinkel, Reiner H. / Milenovic, Ina (1992). Die Kohortenfertilität von Männern und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 1, Jg. 44*, 55-75.
- Djerassi, Carl (1992). Die Mutter der Pille. München: Heyne.
- Döhring, Bärbel / Kreß, Brigitta (1986). Zeugungsangst und Zeugungslust. Gespräche mit Männern über Fruchtbarkeit und Vaterschaft. Darmstadt: Luchterhand.

- Eltern (Hrsg.) (1979). Kinder, das unbequeme Glück. Indikatoren für die Familienplanung aus der Sicht der Frau. Hamburg: Gruner und Jahr.
- Engelbrecht, Gerhard / Reinberg, Alex (1998). Erwerbsorientierung und Beschäftigungsmöglichkeiten von Frauen in den neunziger Jahren. Wirtschaftliche Umstrukturierung und frauentypische Arbeitsmarktrisiken in Ost- und Westdeutschland. In: Gesellschaft für Informationstechnologie und Pädagogik am IMBSE (Hrsg.), Beschäftigungsrisiko Erziehungsurlaub: Die Bedeutung des "Erziehungsurlaubs" für die Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 39-92.
- Engstler, Heribert (1998). Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Bonn: Bundesministerium für Frauen, Senioren, Familie und Jugend.
- Fichtner, Jörg (1999). Über Männer und Verhütung. Der Sinn kontrazeptiver Praxis für Partnerschaftsstile und Geschlechterverhältnisse. Münster: Waxmann.
- Filipp, Sigrun-Heide (1990). Kritische Lebensereignisse, München: Psychologie-Verlag.
- Forsa (1999). AIDS im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik 1998. Wiederholungsbefragung. Tabellenband. Berlin: Forsa.
- Forsa (2000). AIDS im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik 1999. Wiederholungsbefragung. Tabellenband. Berlin: Forsa.
- Frevert, Uta (1998). Die Alte Unübersichtlichkeit - Familie im Wandel. In: Joachim Küchenhof (Hrsg.), Familienstrukturen im Wandel. Basel: Reinhardt, S. 33-45.
- Frick-Bruder, Viola / Schütt, Edda (1992). Zur Psychologie des männlichen und des weiblichen Kinderwunsches: Entwicklungsbedingungen narzißtischer, depressiver und kreativer Anteile. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 42, 221-227.
- Friedrich, Hannes / Henze, Karl-Heinz / Stemann-Acheampong, Susanne (1998). Eine unmögliche Entscheidung - Pränataldiagnostik: Ihre psychosozialen Voraussetzungen und Folgen. Berlin: VWB.
- Fritzsche, Yvonne / Münchmeier, Richard (2000). Mädchen und Jungen. In: Deutsche Shell (Hrsg.), Jugend 2000: 13. Shell Jugendstudie; Bd. 1, Opladen: Leske u. Budrich, S. 343-348.
- Fritzsche, Yvonne (2000). Moderne Orientierungsmuster: Inflation am „Wertehimmel“. In: Deutsche Shell (Hrsg.), Jugend 2000: 13. Shell Jugendstudie; Bd. 1, Opladen: Leske u. Budrich, 93-156.
- Fthenakis, Wassilios E. (1999). Engagierte Vaterschaft: Die sanfte Revolution in der Familie. Herausgegeben von der LBS-Initiative-Junge-Familie. Opladen: Leske + Budrich.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000). Zukunftsorientierungen und Verhältnis zu den Eltern. In: Deutsche Shell (Hrsg.), Jugend 2000: 13. Shell Jugendstudie; Bd. 1, Opladen: Leske u. Budrich, S. 23-92.
- Garhammer, Manfred (1996): Auf dem Weg zu egalitären Geschlechterrollen? Familiäre Arbeitsteilung im Wandel. In: Hans Peter Buba / Norbert Schneider (Hrsg.), Familie zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design. Opladen: Leske + Budrich.
- Geissler, Birgit / Oechsle, Mechthild (2000). Die Modernisierung weiblicher Lebenslagen. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 31-32, 7-17.
- Gerrard, Meg / Breda, Cheri / Gibbons, Frederick X. (1990). Gender effects in couples decision making and contraceptive use. *Journal of Applied Psychology*, 20, 449-464.
- Gille, Martina / Kleiner, Corinna / Ott, Sybille (1995). Lebensverhältnisse. In: Ursula Hoffmann-Lange (Hrsg.), Jugend und Demokratie in Deutschland: DJI-Jugendservey. Opladen: Leske + Budrich, S. 23-84.

- Gloger-Tippelt, Gabriele (1997). Mutter - Vater - Kind: Schwierige Dreisamkeit. Veränderungen der Partnerschaft durch die Geburt des ersten Kindes. In: Margret Schuchard / Agnes Speck (Hrsg.), Mutterbilder - An-sichtsache. Heidelberg: Mattes, S. 67-91.
- Gloger-Tippelt, Gabriele / Gomille, Beate / Grimmig, Ruth (1993). Der Kinderwunsch aus psychologischer Sicht. Opladen: Leske / Budrich.
- Goebel, Peter (1988). Zur Entwicklung des Refertilisierungswunsches bei vasktomierten Männern. *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik. Zeitschrift für Fort- und Weiterbildung*, 33, 310-320.
- Goebel, Peter / Ortman, Karlheinz / Blattner, Thomas (1987). Vasektomie und Beziehungssituation: Eine empirische Untersuchung von 156 Männern (Paaren). *Zeitschrift für psychosomatische Medizin*, 33, 119-138.
- Goebel, Peter / Ortman, Karlheinz / Blattner, Thomas (1990). Vor der Vasektomie: Was mit dem Paar geklärt werden muss. *Sexualmedizin*, 19, 73-80.
- Grady, Wiliam R. / Tanfer, Koray / Billy John O. / Lincoln-Hanson, Jennifer (1996). Men's perceptions of their roles and responsibilities regarding sex, contraception and childrearing. *Family Planning Perspectives*, 28, 221-227.
- Gromus, Beatrix / Orth, Brigitte / Rapp, Uta (1996). Erleben des Schwangerschaftskonflikts bei Männern. In: Andreas Haase / Nils Jöstings / Kay Mücke / Detlef Vetter (Hrsg.), Auf und Nieder. Aspekte männlicher Gesundheit. Tübingen: DGVT-Verlag, S. 105-128.
- Hammes, Winfried (1997). Ehescheidungen 1996. *Wirtschaft und Statistik* 12, 826-835.
- Hausen, Karin (1976). Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation und Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hrsg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett, S. 363-393.
- Heinrichs, Jürgen (1982). Männerverhütung. *Pro Familia Magazin*, 6, 13.
- Helfferich, Cornelia / Kandt, Ingrid (1996). Wie kommen Frauen zu Kindern – die Rolle von Planung, Wünschen und Zufall im Lebenslauf. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), Tagungsband zur ExpertInnentagung „Kontrazeption, Kinder oder keine - Wünsche, Planungen, Zufall im Lebenslauf“. Köln: BZgA, S. 51-78.
- Helfferich, Cornelia / Küppers-Chinnow, Marion (1996). Verbreitung von und Umgang mit Fruchtbarkeitsstörungen. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), Tagungsband zur ExpertInnentagung „Kontrazeption, Kinder oder keine - Wünsche, Planungen, Zufall im Lebenslauf“. Köln: BZgA, 113-136.
- Helfferich, Cornelia / v.Troschke, Jürgen (1985). Ursachen unzureichender Verhaltensweisen zur Verhütung ungewollter Schwangerschaften. Abschlussbericht im Auftrag des BMJFG. Freiburg: Gesomed.
- Helm, David T. / Miranda, Sarah / Chedd, Naomi A. (1998): Prenatal Diagnosis of Down Syndrome. Mothers' Reflections on Supports needed from Diagnosis to Birth. *Mental Retardation* 36, 1, 55-61.
- Henning, Kathrin / Strauß, Bernhard (2000). Psychologische und psychosomatische Aspekte der ungewollten Kinderlosigkeit: Zum Stand der Forschung. In: Bernhard Strauß (Hrsg.), Ungewollte Kinderlosigkeit. Psychologische Diagnostik, Beratung und Therapie. Göttingen: Hogrefe, S. 15-34.
- Hinze, Dieter (1993). Väter und Mütter behinderter Kinder: Der Prozess der Auseinandersetzung im Vergleich, Heidelberg: Edition Schindele.
- Hoff, Andreas / Scholz, Joachim (1986).... und drinnen waltet der züchtige Hausmann. *Pro Familia Magazin*, 4, 4-7.

- Hoffmann-Lange, Ursula. (Hrsg.) (1995). Jugend und Demokratie in Deutschland. DJI-Jugendsurvey 1. Opladen: Leske + Budrich
- Höpflinger, Francois (1991). Neue Kinderlosigkeit – Demografische Trends und gesellschaftliche Spekulationen. *Acta Demografica.*, 19, 81-100
- Höpflinger, Francois (1997). Entwicklung der Elternschaft in europäischen Ländern. In: Laszlo A. Vaskovics (Hrsg.), Familienleitbilder und Familienrealitäten. Opladen: Leske u. Budrich, S. 168-186.
- Huinink, Johannes / Brähler, Elmar (2000). Die Häufigkeit gewollter und ungewollter Kinderlosigkeit. In: Elmar Brähler, Hildegard Felder / Bernhard Strauß (Hrsg.), Fruchtbarkeitsstörungen. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie, Bd. 17. Göttingen: Hogrefe, S. 43-54.
- Hurst, Keith M. / Dye, Louise (2000). Stress und männliche Subfertilität. In: Elmar Brähler / Hildegard Felder / Bernhard Strauß (Hrsg.), Fruchtbarkeitsstörungen. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie, Bd. 17. Göttingen: Hogrefe, S. 27-42.
- ISPM (Institut für Sozialmedizin und Prävention) Lausanne (1997). Jugendliche und ihre Sexualität. Situationen, Kommunikation und Entscheidungen im Liebes- und Sexualleben von Jugendlichen. Eine Befragung bei 16- bis 20-Jährigen in der Schweiz. Lausanne: ISPM
- Jopt, Uwe-Jörg (1992). Im Namen des Kindes. Plädoyer für die Abschaffung des alleinigen Sorgerechts. Hamburg: Rasch und Röhring.
- Jurczyk, Karin / Rerrich, Maria S. (1993a). Lebensführung, soziale Einbindung und die Strukturkategorie Geschlecht. In: Karin Jurczyk / Maria S. Rerrich (Hrsg.), Die Arbeit des Alltags: Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg: Lambertus, S. 112-132.
- Jurczyk, Karin / Rerrich, Maria S. (1993b). Lebensführung weiblich - Lebensführung männlich. Macht diese Unterscheidung heute noch Sinn? In: Karin Jurczyk / Maria S. Rerrich (Hrsg.), Die Arbeit des Alltags: Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg: Lambertus, S. 262-278.
- Kallebach, Kurt (1997). Väter schwerstbehinderter Kinder: Projektbericht aus der Forschungsgemeinschaft "Das behinderte Kind", Münster: Waxmann.
- Kapfhammer, Hans-Peter / Mayer, Christian (1996). Der Übergang zur Vaterschaft: Entwicklungsaufgabe, Krise und Reifungsschritt. Anmerkungen zum Couvade-Syndrom. In: Brähler Elmar / Unger Ulrike (Hrsg.), Schwangerschaft, Geburt und der Übergang zur Elternschaft. Empirische Studien, Westdeutscher Verlag, Opladen, 1996, S. 71-89.
- Keddi, Barbara / Seidenspinner, Gerlinde (1991). Arbeitsteilung und Partnerschaft. In: Hans Bertram (Hrsg.), Die Familie in Westdeutschland: Stabilität und Wandel familialer Lebensformen. Opladen: Leske und Budrich, 159-187.
- Kiefl, Walter / Schmid, Josef (1985). Empirische Studien zum generativen Verhalten. Erklärungsbefunde und theoretische Relevanz. Boppard am Rhein: Boldt-Verlag.
- Klann, Notker / Hahlweg, Kurt / Frank-Herrmann, Petra / Sottong, Ursula / Hank, Gerty (1988). Natürlich verhüten - gibt es Kriterien für den Erfolg eines Paares? *Sexualmedizin*, 17, 636-640.
- Klatte-Reiber, Monika (1997). Elterliche Vorstellungen vom eigenen Wertewandel und zur schulischen Förderung ihres Kindes mit Down-Syndrom. In: Siegfried Klöpfer (Hrsg.), Sonderpädagogik praktisch. Reutlingen: Diakonie-Verlag, S. 185-195.
- Knibiehler, Yvonne (1996). Geschichte der Väter: Eine kultur- und sozialhistorische Spurensuche. Freiburg: Herder.

- Knopf, Marina / Lange, Carmen (1993). Verhütung, Schwangerschaft und Abtreibung. In: Gunter Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität: Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke, 145-155.
- Kolbe, Wiebke (2000). Vernachlässigte Väter. Vaterschaft in der Sozial- und Familienpolitik Schwedens und der Bundesrepublik Deutschland seit der Nachkriegszeit. *Feministische Studien*, 2, 49-63.
- Könnecke, Regina (2000). Bewältigungsmuster ungewollt kinderloser Männern. Frankfurt: VAS.
- Koppetsch, Cornelia / Burkart, Günter (1999). Die Illusion der Emanzipation: Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK Univ.-Verlag.
- Krishnamoorthy, Sowrirajul / Trlin, Andrew D. (1983). Contraceptive risk-taking among never-married youth. *Australian Journal of Sex, Marriage / Family*, 41, 51-157.
- Krug, Stefanie / Rauter, Ulrich (1998). Einleitung. In: Gesellschaft für Informationstechnologie und Pädagogik am IMBSE (Hrsg.), *Beschäftigungsrisiko Erziehungsurlaub: Die Bedeutung des "Erziehungsurlaubs" für die Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-21.
- Küchenhoff, Joachim / Könnecke, Regina (2000). Der (unerfüllte) männliche Kinderwunsch und seine Bedingungen. In: Elmar Brähler / Hildegard Felder / Bernhard Strauß (Hrsg.), *Fruchtbarkeitsstörungen. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie*, Bd. 17. Göttingen: Hogrefe, S. 124-145.
- Kühler, Thomas (1989). Zur Psychologie des männlichen Kinderwunsches: Ein kritischer Literaturbericht. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, Weinheim.
- Künzler, Jan (1995). Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: Die Beteiligung von Männern im Haushalt im internationalen Vergleich. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 3/4, 115-132.
- Künzler, Jan / Walter, Wolfgang (1999). Familiäre Arbeitsteilung im europäischen Vergleich. In: Hermann Schwengel (Hrsg.), *Grenzenlose Gesellschaft?: 29. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie; 16. Kongress der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie; 11. Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie; Bd. II/1: Sektionen, Forschungskomitees, Arbeitsgruppen*, Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag, S. 98-102.
- Landesgesundheitsamt Baden-Württemberg (2000). *Motive bei verheirateten Frauen für einen Schwangerschaftsabbruch. Ergebnisse einer Erhebung*. Stuttgart: Landesgesundheitsamt Baden-Württemberg.
- Lerchl, Andreas / Nieschlag, Eberhard (1996). Gibt es eine Spermienkrise? Alte Daten und methodische Probleme führen zu voreiligen Schlüssen. *Deutsches Ärzteblatt - Ärztliche Mitteilungen*, 39, 2465-2468.
- Löhr, Heike (1991). Kinderwunsch und Kinderzahl. In: Hans Bertram (Hrsg.), *Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen*. DJI; Familien-Survey Band 1. Opladen: Leske+Budrich, S. 461-495
- MacCorquodale, Patricia L. (1984). Gender roles and premarital contraception. *Journal of Marriage & Family*, 46, 57-63.
- Machenbach, Michael (1992). Die endgültige Entscheidung. Psychologische Fragen zur Vasektomie. *Pro Familia Magazin*, 4, 17-19.
- Marsiglio, William / Cohan, Mark (1997). Young Fathers and Child Development. In: Michael E. Lamp (Ed.), *The Roll of Father in Child Development*. New York: Wiley / Sons, pp. 227-244.
- Matthias-Bleck, Heike (1996). *Warum noch Ehe? Erklärungsversuche der kindorientierten Eheschließung*. Bielefeld: Kleine.
- Matzner, Michael (1998). *Vaterschaft heute: Klischees und soziale Wirklichkeit*. Frankfurt am Main: Campus.

- Meredith, Philip (1989). Male Involvement in Planned Parenthood: Global review and strategies for program development. London: IPPF.
- Metz-Göckel, Sigrid / Müller, Ursula (1986). Der Mann: Die BRIGITTE-Studie. Weinheim: Beltz.
- Meulemann, Heiner (1995). Gelegenheitskosten der Elternschaft und der Berufseintritt von Müttern und Vätern. Eine Ereignisanalyse in einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten zwischen dem 15. und 30. Lebensjahr. In: Bernhard Nauck / Corinna Onnen-Isemann (Hrsg.), Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Neuwied: Luchterhand, S. 195-221.
- Meuser, Michael (1998). Geschlecht und Männlichkeit: soziologische und kulturelle Deutungsmuster. Opladen: Leske + Budrich.
- Meyer, Elsbeth / Sadrozinski, Renate, / v. Paczensky, Susanne (1986). Was haben Männer eigentlich mit Kinderkriegen und Schwangerschaftsabbruch zu tun? *Pro Familia Magazin*, 5, 21-23.
- Meyer, Peter C. / Decurtins, Lucio / Niklowitz, Matthias (1999). Auswirkungen konfliktiver Scheidungen auf die Gesundheit geschiedener Väter. In: Christoph Maeder / Claudine Burton-Jeangros / Mary Haour-Knipe (Hrsg.), Gesundheit, Medizin und Gesellschaft : Beiträge zur Soziologie der Gesundheit. Zürich; Seismo Verlag, S. 238-255.
- Moeller Robert G. (1998). „The Last Soldiers of the Great War” and Tales of Family Reunions in the Federal Republic of Germany. *Signs*, 24, 1, 129-146.
- Müller, Rolf / Sommer, Thorsten / Timm, Andreas (1999). Nichteheliche Lebensgemeinschaft oder Ehe? Einflüsse auf die Wahl der Partnerschaftsform beim ersten Zusammenzug im Lebenslauf. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 24, 4, 449-472.
- Munding, Rainer (1996). Vasektomie als Verhütungsmethode für Männer. In: A. Haase / N. Jöstings / K. Mücke / D. Vetter (Hrsg.), Auf und nieder: Aspekte männlicher Sexualität und Gesundheit. Tübingen: DGVT-Verlag, S. 89-103.
- Münkel, Wilma (1984). Geburtenrückgang als Folge veränderten generativen Handelns des Mannes. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 2, 193-207.
- Münz, Rainer, / Pelikan, Jürgen M. (1978). Geburt oder Abtreibung. Eine soziologische Analyse von Schwangerschaftskarrieren. Wien: Jugend und Volk.
- Nauck, Bernhard (1995). Regionale Milieus von Familien in Deutschland nach der politischen Vereinigung. In: Bernhard Nauck / Corinna Onnen-Isemann (Hrsg.), Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Neuwied: Luchterhand, S. 91-121.
- Nave-Herz, Rosemarie (1988). Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: dies. (Hrsg.), Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke, S. 61-94.
- Nave-Herz, Rosemarie (1995). Kinder mit nicht-sorgeberechtigten Vätern - Zusammenfassung soziologischer und sozialpsychologischer Forschungsergebnisse. *Familie und Recht*, 2, 102-106.
- Nave-Herz, Rosemarie / Schmitz Anna (1996). Die Beziehung des Kindes zum nicht-sorgeberechtigten Vater. In: Friedrich W. Busch / Rosemarie Nave-Herz (Hrsg.), Ehe und Familie in Krisensituationen. Oldenburg: Isensee, S. 99-115.
- Nickel, Bettina (1999). Kind oder Karriere?. In: Kerstin Plies / Bettina Nickel / Peter Schmidt (Hrsg.), Zwischen Lust und Frust. Jugendsexualität in den 90er Jahren. Ergebnisse einer repräsentativen Studie in Ost- und Westdeutschland. Opladen. Leske + Budrich, S. 205-244.
- Niepel, Gabriele (1994). Alleinerziehende. Abschied von einem Klischee. Opladen: Leske + Budrich.

- Nieschlag, Eberhard (1997). Aufgaben und Ziele der Andrologie. In: Eberhard Nieschlag / Hermann M. Behre (Hrsg.), *Andrologie: Grundlagen und Klinik der reproduktiven Gesundheit des Mannes*. Berlin: Springer, S. 1-9.
- Nieschlag, Eberhard / Knuth, Ulrich A. (1996). Kontrazeption beim Mann: Gegenwärtige Praxis und Entwicklung neuer Methoden. In: Hermann P.G. Schneider (Hrsg.), *Empfängnisverhütung*. München: Urban / Schwarzenberger, S. 148-163.
- Nöstlinger, Christiana / Wimmer-Puchinger, Beate (1994). *Geschützte Liebe. Jugendsexualität und AIDS. Eine internationale Studie*. Wien: Jugend und Volk / Dachs Verlag
- Oberpenning, Regina / Muthny, Fritz A. (1996). Psychologie männlicher Fertilitätsstörungen. In: Eberhard Nieschlag / Hermann M. Behre (Hrsg.), *Andrologie: Grundlagen und Klinik der reproduktiven Gesundheit des Mannes*. Berlin: Springer. 377-394.
- Oeter, Karl / Wilken, Michael (1981). *Psycho-soziale Entstehungsbedingungen unerwünschter Schwangerschaften. Eine Medizin-soziologische Untersuchung zum kontrazeptiven Verhalten*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ofuatye-Kodjoe, Ursula (1997). "Zum Wohle des Kindes: Je jünger, desto weniger Kontakt?". Zur Fragwürdigkeit von Faustregeln. *Zentralblatt für Jugendrecht*, 84 (7-8), 233-235.
- Olbrich, Erhard / Brüderl, Leokadia (1995). Frühes Erwachsenenalter: Partnerwahl, Partnerschaft, Elternschaft. In: Rolf Oerter / Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie*. Weinheim: Belz, S. 396-422.
- Opitz, Claudia (1998). Wandel der Vaterrolle in der Aufklärung. In: Joachim Küchenhof (Hrsg.), *Familienstrukturen im Wandel*. Basel: Reinhardt, S. 13-32.
- Petzold, Matthias (1994). Der Vater im Übergang zur Elternschaft. *Psychosozial*, 17 (4), 61-73.
- Petzold, Matthias (1995). Ökologie und Übergang zur Elternschaft: Kommentar zu drei Beiträgen. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 1995, 42 (1), 54-55.
- Pfau-Effinger, Birgit (1999). Der soziologische Mythos von der Hausfrauenehe: Entwicklungspfade der Familie in Europa. In: Hermann Schwengel (Hrsg.), *Grenzenlose Gesellschaft?: 29. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie; 16. Kongress der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie; 11. Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie; Bd. II/1: Sektionen, Forschungskomitees, Arbeitsgruppen*, Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag, S. 95-98.
- Pitsch, Hans-Jürgen (1999). Trisomie 21: Das Alter des Vaters als Risikofaktor. *Geistige Behinderung*, 38 (2), 197-199.
- Pohl, Katharina (1995b). Kinderwunsch und Familienplanung in Ost- und Westdeutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 20, 1, 67-100.
- Prenzel, Wolfgang / Strümpel, Burkart (1990). Männlicher Rollenwandel zwischen Partnerschaft und Beruf. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 1, 34, 37-45.
- Pross, Helge (1978). *Die Männer: Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau*. Reinbek: Rowohlt.
- Rapp, Rayna (1999). *Testing Women, Testing Fetus*. New York: Routledge.
- Rauchfleisch, Udo (1997). *Alternative Lebensformen: Einelterne, gleichgeschlechtliche Paare, Hausmänner*. Göttingen: Vandenhoeck / Ruprecht.
- Reiche, Britta (1997). *Väter-Dasein: die Erfahrungen von Vätern als Versorger ihrer Säuglinge und Kleinkinder im Wechselspiel von Rollenzuschreibung und Übertragung*. Hamburg: Kovac.

- Reißig, Monika (1999). Die Entwicklung von Einstellungen und Verhalten in den Bereichen Sexualität, Partnerschaft, Ehe und Familie. In: Walter Bien / Ralf Kuhnke / Monika Reißig (Hrsg.), *Wendebiographien. Zur ökonomischen, sozialen und moralischen Verselbständigung junger Erwachsener. Ergebnisse der Leipziger Längsschnitt-Studie 3*. München: Deutsches Jugendinstitut, S. 111-137.
- Rerrich, Maria S. (1989). Was ist neu an den "Neuen Vätern"? In: Heiner Keupp / Helga Bilden (Hrsg.), *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Münchener Beiträge zur Sozialpsychologie*. Göttingen: Hogrefe, S. 93-102.
- Roach, Allen M. (1979). Male responsibility in sexual activity and family planning: perspectives of a college mental health professional. *Journal of American Community Health Association*, 28, 173-175.
- Roeder, Helgard / Sellschopp, Almuth / Henrich, Gerhard (1994). Partnerschaft und Schwangerschaftskonflikt. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 44, 153-158.
- Roloff, Juliane (1995). Sozio-ökonomische Rahmenbedingungen generativer Verhaltensentscheidungen. In: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.), *Familienbildung und Kinderwunsch in Deutschland. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft Heft 82b*. Wiesbaden: BIB.
- Roloff, Juliane (1997). Schwangerschaftsabbruch in West- und Ostdeutschland. Analyse seiner Hintergründe, Fakten und Akzeptanz unter besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse des deutschen FFS – Forschungsbericht. *Materialien zur Bevölkerungswissenschaft Sonderheft 27*, Wiesbaden: BIB
- Rost, Harald (1998). Die Beziehung nichtehelicher Kinder zum leiblichen Vater. In: Walter Bien / Norbert F. Schneider (Hrsg.), *Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften*, S. 109-138. Opladen:
- Rost, Harald / Schneider, Norbert F. (1995). Differentielle Elternschaft - Auswirkungen der ersten Geburt auf Männer und Frauen. In: Bernhard Nauck / Corinna Onnen-Isemann (Hrsg.), *Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung*. Neuwied: Luchterhand, S.177-195.
- Sackmann, Reinhold (1999). Ist ein Ende der Fertilitätskrise in Ostdeutschland absehbar? *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 24, 2, 187-211.
- Sander, Dirk (1995). Ambivalenzen und Konfliktvermeidungsstrategien bei ledigen erwachsenen Frauen und Männern. In: Bernhard Nauck / Corinna Onnen-Isemann (Hrsg.), *Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung*. Neuwied: Luchterhand, S.369-382.
- Sauerborn, Werner (1992). Vater Morgana? Notwendigkeiten, Voraussetzungen und Ansatzpunkte eines wesentlichen Wertewandels bei Männern. *WSI-Mitteteilungen*, 45, 735-744.
- Schaeper, Hildegard / Kühn, Thomas (2000): Zur Rationalität familialer Entscheidungsprozesse am Beispiel des Zusammenhangs zwischen Berufsbiographie und Familiengründung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 3. Beiheft, 124-145.
- Schiersmann, Christiane (1998). Elternurlaubsregelungen im europäischen Vergleich ein Beitrag zur Chancengleichheit? In: Gesellschaft für Informationstechnologie und Pädagogik am IMBSE (Hrsg.), *Beschäftigungsrisiko Erziehungsurlaub: Die Bedeutung des "Erziehungsurlaubs" für die Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 133-155.
- Schmidt, Gunter (2000). Sexualwissenschaft. In: Christina von Braun / Inge Stephan (Hrsg.), *Gender Studien: Eine Einführung*. Stuttgart: Metzler, S. 180-192.
- Schmidt, Gunter / Kurrat, Sabine (1993): Schichtunterschiede. In: Gunter Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke, S. 119-126.

- Schmidt-Denter, Ulrich (2000). Entwicklung von Trennungs- und Scheidungsfamilien: Die Kölner Längsschnittstudie. In: Klaus A. Schneewind (Hrsg.), Familienpsychologie im Aufwind: Brückenschläge zwischen Theorie und Praxis. Göttingen: Hogrefe, S. 203-221.
- Schmidt-Denter, Ulrich / Beelmann, Wolfgang (1995). Familiäre Beziehungen nach Trennung und Scheidung: Veränderungsprozesse bei Müttern, Vätern und Kindern (Forschungsbericht).
- Schmitz, Heike (2000). Familiäre Strukturen sechs Jahre nach einer elterlichen Trennung. Regensburg : Roderer.
- Schneewind, Klaus A. (1995). Familienentwicklung. In: Rolf Oerter / Leo Montada (Hrsg.), Entwicklungspsychologie. Weinheim: Belz, S.128-166.
- Schneewind, Klaus A. / Vaskovics, Laslo A. et al. (1992). Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Verbundstudie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie und Senioren. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Schneider, Norbert (1996). Bewusst kinderlose Paare. *ifg Zeitschrift für Frauenforschung*. Heft 1+2, 14. Jg., 128-137.
- Schneider, Norbert F. / Rost, Harald (1998). Von Wandel keine Spur - warum ist Erziehungsurlaub weiblich? In: Mechthild Oechsle / Birgit Geisler (Hrsg.), Die ungleiche Gleichheit: Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen: Leske + Budrich, 217-236.
- Schulz, Henrike / Feldmann, Martina (1992). Ungewollt kinderlos: Wie Frauen und Männer damit umgehen. *Pro Familia Magazin*, 4, 10-12.
- Schulz, Reiner (1990). Unterschiede in der Zeiteinteilung von erwerbstätigen Frauen und deren Entlastung durch Partner und/oder Kinder. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 2, 207-235.
- Schwarz, Karl (1995). In welchen Familien wachsen Kinder und Jugendliche in Deutschland auf? *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 20, 3, S. 271-292.
- Seehausen, Harald (1996). Entwicklungstendenzen zur betrieblich geförderten Kinderbetreuung. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), Betriebliche Förderung von Kinderbetreuung: Bestandsaufnahme und Perspektiven. Tagungsdokumentation. Frankfurt: DJU, S. 44-53.
- Spencer, Brenda (1984). Young men: Their attitudes towards sexuality and birth control. *The British Journal of Family Planning*, 10, 13-19.
- Starke, Kurt / Weller, Konrad (1999). Partner- und Sexualforschung. In: Walter Friedrich / Peter Förster / Kurt Starke (Hrsg.), Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966-1990. Berlin: Edition Ost, S. 396-419.
- Statistisches Bundesamt (1997). Ehescheidungen 1996. StBA, *Wirtschaft und Statistik*, 12, 826-835.
- Statistisches Bundesamt (2000). Jede vierte Alleinerziehende ist sozialhilfebedürftig. Pressemitteilung vom 12.12.2000 und zusätzliche schriftliche Mitteilungen.
- Statistisches Bundesamt (2001). Schriftliche Mitteilung aus der Fachserie „Haushalte und Familie“. Fachserie 1, Reihe 3, 1999.
- Stein-Hilbers, Marlene (1994). Wem "gehört" das Kind? Neue Familienstrukturen und veränderte Eltern-Kind-Beziehungen. Frankfurt: Campus.
- Stöbel-Richter, Yve / Brähler, Elmar (2000). Persönliche Kinderwunschnotive und Einstellungen zum Kinderwunsch in Ost- und Westdeutschland - Ergebnisse einer Repräsentativbefragung. In: Elmar Brähler / Hildegard Felder / Bernhard Strauß (Hrsg.), Fruchtbarkeitsstörungen. Jahrbuch der Medizinischen Psychologie, Bd. 17. Göttingen: Hogrefe, S. 72-85.

- Strauß, Bernhard / Barth, Eberhard (1988). Einstellungen von Männern zu Empfängnisverhütung: Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. In: Elmar Brähler / Annelene Meyer (Hrsg.), Partnerschaft, Sexualität und Fruchtbarkeit: Beiträge aus Forschung und Praxis. Berlin: Springer, S. 160-175.
- Stumpe, Harald / Weller, Konrad (1995). Familienplanung und Sexualpädagogik in den neuen Bundesländern. Köln: BZgA.
- Teichmann, Alexander T. (1991). Kontrazeption. Ein Kompendium für Klinik und Praxis. Stuttgart: WVG.
- Tölke, A. (1995): Geschlechtsspezifische Aspekte der Berufs- und Familienentwicklung. In: Nauck, B. / Onnen-Isemann, C. (Hg.): Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung. Neuwied/Kriftel/Berlin: Luchterhand, S. 489-504
- Uni Press Münster (2000). Erbschäden durch späte Vaterschaft? Institut für Reproduktionsmedizin startet Studie. Pressemitteilung 12.10.2000. www.uni-muenster.de/Rektorat/upm1/upm02189.htm.
- Vaskovics, Lazlo / Hoffmann, Barbara / Rost, Harald (1996). Ergebnisse der soziologischen Teilstudie. In: Klaus A. Schneewind, Lazlo Vaskovics / andere (Hrsg.), Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 128.1. Stuttgart: Kohlhammer, S. 49-176.
- Vaskovics, Lazlo / Rost, Harald (1999). Väter und Erziehungsurlaub. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 179. Stuttgart: Kohlhammer.
- Vaskovics, Lazlo / Rupp, Marina (1995). Partnerschaftskarrieren. Entwicklungspfade nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Weber, Sabine (1997) Späte Väter unter besonderer Berücksichtigung der Bewältigung des Übergangs zur Erstelternschaft (unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Augsburg).
- Weiler, Anni (1998). Gleichstellung in Tarifverträgen und Betriebsvereinbarungen: Analyse und Dokumentation. Studie im Auftrag des DGB-Bundesvorstandes und des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf: DGB.
- Weinstein, Sanford A. / Goebel, Gloria (1979). The relationship between contraceptive sex role stereotyping and attitudes toward male contraception among males. *Journal of Sex Research*, 15, 235-242.
- Weller, Konrad (1999). Verhütung in Ost und West vor und nach der Wende. Pro Familia Magazin, 4, 22-23.
- Werneck, Harald (1997). Belastungsaspekte und Gratifikationen beim Übergang zur Vaterschaft. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, Jg. 44, 4, 276-288.
- Werneck, Harald (1998). Übergang zur Vaterschaft: Auf der Suche nach den "Neuen Vätern". Wien: Springer.
- White, Helene R. / Johnson, Valerie (1988). Risk taking as a predictor of adolescent sexual activity and use of contraception. *Journal of Adolescent Research*, 3, 317-331.
- Wicki, Werner / Messerli, Viveka / Zehnder, Denise (1995). Soziale und innerfamiliale Ressourcen beim Übergang zur Elternschaft. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 1995, 42 (1), 20-28.
- Wilk, Liselotte (1999). Die Gestaltung multipler Vaterschaft in Stieffamilien. In: Sabine Walper / Beate Schwarz (Hrsg.), Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien: Weinheim: Juventa, S. 121-142.
- Wittmann, Werner W. / Barth, Michael (1988). Erwartungs-Wert-Analysen zum Familienplanungsverhalten. In: Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Beratung e.V. (Hrsg.), Natürliche Methoden der Familienplanung. Modellprojekt zur wissenschaftlichen Überprüfung und kontrollierten Vermittlung. Stuttgart: Kohlhammer, S. 166-173.

Wu, Fred C. (1996). Male contraception. *Baillieres Clinical Obstetrics / Gynaecology*, 10, 1-23.

Zahn, Reinhold (1999). Die Erwerbsbeteiligung im Familienzusammenhang und ausgewählte Einflussfaktoren. *Wirtschaft und Statistik; H. 1*; S. 28-38.

Zulehner, Paul M. / Volz, Rainer (1998). Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ostfildern: Schwabenverlag.

Anteile der Jungen (Mädchen), die keine Kinder wollen in verschiedenen Studien

Untersuchung	Frageformulierung	Stichprobe	„will keine Kinder“ Anteil derjenigen, die entschieden sind	„will keine Kinder“ Anteil an allen, inklusive derjenigen mit „weiß nicht“	„weiß nicht“
WEST					
Shell 1985	Möchten Sie einmal Kinder haben?	15- bis 24-Jährige	ca. 13% (7%)	10% (6%)	21% (14%)
NEL-Panel (Bamberg) ab 1989		unter 35-Jährige bei Erstbefragung kindertlose NEL	10% (9%)	9% (8%)*	14% (17%)
1992 DJI- Jugendsurvey		16-29-Jährige	25,2% (15,8%)	ca. 12% (ca. 9%)	53,6% (40,3%)
1994 BZgA	Möchten Sie einmal Kinder haben?	14- bis 17-Jährige	ca. 20% (19%)	14% (15%)	30% (23%)
OST					
1992 DJI- Jugendsurvey		16- bis 29-Jährige	18,5% (7,9%)	ca. 10% (ca. 5%)	46,5% (32,6%)
1994 BZgA	Möchten Sie einmal Kinder haben?	14- bis 17-Jährige	ca. 8% (6%)	6% (5%)	26% (21%)
WEST+OST					
BZgA 1994*	Wieviele Kinder möchten Sie insgesamt einmal haben?	16- bis 24-Jährige	(keine Geschlechterdifferenzierung)	9% (keine Geschlechterdifferenzierung)	16% (keine Geschlechterdifferenzierung)
Shell 2000	Wie viele Kinder möchten Sie einmal haben?	15- bis 24-Jährige	16% (10%)		keine Antwortvorgabe „weiß nicht“
Österreich					
Nöstlinger / Wimmer-Puchinger 1991	Möchten Sie einmal Kinder haben?	16- bis 17-Jährige	11% (12%)	8,5% (10%)	20% (17%)

* einbezogen: 1% mit „kann keine Kinder bekommen“